



Christenheute

ZEITSCHRIFT DER ALT-KATHOLIKEN IN DEUTSCHLAND

59. JAHRGANG · MAI 2015



Sinn und Sinnlichkeit

Leitartikel *von Gerhard Ruisch*

Seite 3

„Komm, wir wollen uns berauschen an der Liebe“ *von Bernhard Scholten*

Seite 5

Viel Sinn – wenig Leidenschaft *von Veit Schäfer*

Seite 8

„Ich spürte ein Leuchten in mir!“ *von Jens-Eberhard Jahn*

Seite 10

IS-Kämpfer nicht als Barbaren bezeichnen

Nahost-Experte **George Joffe** (74) verweist zum Verständnis der Terrorgruppe „Islamischer Staat“ (IS) auf westliche Aggressionen gegen den Islam. Muslime würden immer wieder Opfer westlicher Aggressionen, sagte der Gastprofessor am Londoner King's College. Das müsse erkannt werden, um zu verstehen, „warum sie eine so gewalttätige Sicht auf Werte entwickelt haben, die wir als vernünftig und zivilisiert ansehen.“ Die IS-Kämpfer als Barbaren zu bezeichnen, sei aber nicht hilfreich. Der Begriff nutze Menschen im Westen, um den Islam zu dämonisieren und trage nicht dazu bei, die Weltsicht des IS zu verstehen. Es sei wichtig zu verstehen, warum sich Menschen, die glaubten moralisch zu handeln, unmoralisch verhielten. Das Selbstbild der Terrorgruppe als Befreier halte die Mehrheit der Muslime für ein falsches Verständnis ihrer Religion. „Aber der Islamische Staat steht für eine mächtige Minderheit“, so Joffe.

Haft wegen Bibelverbrennung

Wegen Schändung einer Bibel muss ein ägyptischer Salafist für fünf Jahre in Haft. Das zuständige Berufungsgericht in Kairo bestätigte das Urteil gegen den auch als Abu Islam bekannten Prediger **Ahmed Mahmoud**. Er hatte bei einer öffentlichen Kundgebung im September 2012 vor der US-Botschaft in Kairo Seiten aus einer Bibel gerissen, die dann von Salafisten verbrannt wurde. Das Gericht verurteilte Mahmoud zudem zu 1.000 US-Dollar Geldstrafe.

60 Millionen Hektar Wald wieder aufgeforstet

Im Rahmen der sogenannten Bonn Challenge sind seit 2011 mehr als 60 Millionen Hektar Wald und Landschaft wieder aufgeforstet beziehungsweise renaturiert worden. „Wir sind auf einem guten Weg zu unserem Ziel, bis 2020 insgesamt 150 Millionen Hektar zerstörte Wälder wieder aufzubauen“, sagte Bundesumweltministerin **Barbara Hendricks** (SPD). Die „Bonn Challenge“ vereint eine Gruppe von engagierten Staaten

wie Indonesien, China, Brasilien, Costa Rica oder Südkorea mit Geberländern wie Deutschland und Norwegen, engagierten Unternehmen und Organisationen.

Mahnung zur Versöhnung

„Erinnerung bewahren“ – unter diesem Motto der weltweiten Nagelkreuzgemeinschaft wurde am 16. März ein weiterer Teil des Würzburger Denkmals der Versöhnung gelegt. **Christopher Cocksworth**, der anglikanische Bischof von Coventry, legte die Steinplatte in den Boden vor der Kirche Sankt Stephan. Dort sind 14 Bodenplatten mit dem Wort „Versöhnung“ in die Erde eingelassen. Der Verlegung der Platte voraus ging ein Festgottesdienst. In seiner Predigt betonte Bischof Cocksworth, die Geschichte Europas und der Bombardierung von Würzburg am 16. März 1945 erzähle uns, dass „die Menschen Experten beim Herbeiführen des Todes“ seien. Wer glaube, dass die Menschheit diese Geschichte hinter sich gelassen habe, brauche nur in Richtung Irak, Syrien, Nigeria und Südsudan zu blicken.

Investitionen überdenken

In einem Brief an die weltweite anglikanische Gemeinschaft haben 17 Bischöfe aus allen Kontinenten ihre Kirche aufgerufen, alle Investitionen in fossile Brennstoffe künftig zu unterbinden. In Firmen zu investieren, die ihr Geld mit Öl, Gas und Kohle verdienen, sei mit dem Ziel einer gerechten und nachhaltigen Zukunft unvereinbar. Dazu erklärte Erzbischof **Thabo Makgoba** von Kapstadt: „Wir sind die Hände und Füße Gottes auf Erden. Wir dürfen nicht länger damit warten, Maßnahmen gegen die Klimakatastrophe zu ergreifen.“ Im Juli 2014 kündigte der Ökumenische Rat der Kirchen an, seine finanzielle Beteiligung an der fossilen Industrie einzustellen und forderte seine Mitglieder auf, diesem Beispiel zu folgen.

Anglikanisierung des Papsttums nicht erwünscht

Kurienkardinal **Kurt Koch** hat sich gegen eine „Anglikanisierung“ des Papstamtes ausgesprochen.

Vielmehr müsse eine neue Praxis des Amtes bei gleichbleibender Substanz gesucht werden, die auch in der Ökumene sei „nicht leicht, aber schön“, sagte Koch, der Präsident des Päpstlichen Rats zur Förderung der Einheit der Christen ist. Im Papstamt sieht der Kurienkardinal „ein ganz großes Geschenk des Herrn an seine Kirche“. Der Papst könne in Konflikten vermitteln, nicht nur auf religiöser Ebene.

Kritik am Fragebogen zur Familiensynode

Aus dem Bistum Erfurt kommt Kritik am jüngsten vatikanischen Fragebogen zur Familienseelsorge. „Leider wird durch die komplizierte Sprache das Anliegen zerstört und ins Gegenteil verkehrt“, heißt es in einem Schreiben des Erfurter Seelsorgeamtes an die Deutsche Bischofskonferenz. Insgesamt war der Rücklauf der Fragebögen gering: Es beteiligten sich knapp 20 Einzelpersonen, mehrere Paare und drei Familienkreise. Lediglich ein Fragebogen sei komplett ausgefüllt worden. Inhaltlich gehe aus den Antworten hervor, dass in den Fragebögen „manches sehr idealistisch und Ehe und Familie überhöht dargestellt werden“, heißt es in dem Schreiben des Seelsorgeamtes.

Abt fordert Bischofsrücktritt

Der Abt des Benediktinerklosters Engelberg, **Christian Meyer**, hat den Churer Bischof Vitus Huonder offen zum Rücktritt aufgefordert. Anlass war das Vorgehen Huonders gegen einen katholischen Pfarrer, der ein homosexuelles Paar gesegnet und damit nach Darstellung des Bistums „über die Landesgrenzen hinaus Aufsehen erregt und bei vielen Gläubigen Ärgernis ausgelöst“ hatte. „Wäre ein Ärgernis über die Landesgrenze hinaus ein Argument, hätte der Bischof schon mehrmals zurücktreten müssen“, sagte Meyer. Es sei für ihn „nicht akzeptabel, wie man mit einem Seelsorger, der gute Arbeit geleistet hat, umgeht und ihm wie im Fußball einen Tritt gibt“, sagte der Abt. Er vermutete, die Sanktionen gegen den Geistlichen sollten andere Seelsorger abschrecken, die Segnungen homosexueller Paare bereits praktizierten.



Sinn und Sinnlichkeit

VON GERHARD RUISCH

FÜR SEHR TRADITIONELLE Christen hat „Sinnlichkeit“ etwas Anrühiges. Lüsternheit schwingt da mit, die Ahnung von Verbotenem. Die jahrzehntelange Verfemung von allem, was irgendwie mit Sexualität und Leiblichkeit zu tun hat, wirkt da nach.

Sinn dagegen ist etwas zutiefst Christliches. Nach dem Sinn unseres Lebens dürfen und sollen wir suchen, und finden sollen wir ihn natürlich in Gott. „Wozu sind wir auf Erden?“, heißt die berühmte erste Frage des Katechismus, wie ich ihn in der Grundschule noch gelernt habe. Und die Antwort: „Um den Willen Gottes zu erfüllen und das ewige Leben zu erlangen.“ In manchen Kreisen hat sich da nichts geändert. Selbst im neuen katholischen Jugendkatechismus *Youcat* heißt es noch: „Wir sind auf Erden, um Gott zu erkennen und zu lieben, nach seinem Willen das Gute zu tun und einst in den Himmel zu kommen.“

Ja, nach Sinn zu fragen ist erlaubt, sinnlich sein dagegen eher weniger. Das aber ist kompletter Unsinn.

Denn wir sind als Menschen sinnlich geschaffen. Wir können gar nicht anders.

Das gilt unbestritten für die erste Bedeutung, die das Wort „sinnlich“ laut Duden hat: „Zu den Sinnen gehörend, durch sie vermittelt; mit den Sinnen wahrnehmbar, aufnehmbar.“ Wir sind ausgestattet mit Augen, Ohren, Nase, Geschmacks- und Tastsinn, und durch sie erfahren wir unsere Welt. Fällt einer dieser Sinne aus, sinkt unsere Lebensqualität rapide, sind es gar mehrere, sind wir schwer beeinträchtigt.

Anstoß erregt eher die zweite Bedeutung: „Auf Sinnengenuss ausgerichtet; dem Sinnengenuss zugeneigt.“ Und gar: „Auf den geschlechtlichen Genuss ausgerichtet; begehrllich.“

Ich glaube nur, was ich sehe

Bleiben wir zunächst bei der ersten Bedeutung: Wir erschließen uns unsere Welt mit den Sinnen. Über sie treten wir mit den Mitmenschen und der ganzen Welt in Beziehung. Ohne unsere Sinne sind wir isoliert und verstehen nichts.

Ich habe mich schon oft geärgert, wenn Menschen mir mit einem herablassenden Lächeln gesagt haben: „Pfarrer sind Sie? Ich kann an Gott nicht glauben, ich glaube nur, was ich sehe!“ Ich habe mich geärgert, weil ich da meine, eine Unterstellung mitzuhören: Sie aber glauben einfach alles, Sie sind ein Fantast. Und wer möchte das schon sein? Ich jedenfalls nicht.

Diese Menschen meinen das natürlich nicht wörtlich. Sonst könnten sie ja nicht einmal glauben, dass sie einen Blinddarm haben. Sie meinen damit, sie sehen nur als Realität an, was man mit den Sinnen erfassen oder mit Hilfsmitteln beweisen und feststellen kann. Auch wenn mich diese Aussage ärgert, ist sie nicht ganz von der Hand zu weisen. Was sich gar nicht mehr irgendwie mit den Sinnen erfassen lässt, ist für uns Menschen schwer zu „begreifen“. Die moderne Physik seit Albert Einstein hat ja ständig mit Dingen zu tun, die sich nur noch berechnen oder erschließen, aber nicht mehr vorstellen lassen, und da steigen die meisten Menschen aus. Denn wir möchten, wir müssen etwas

Gerhard Ruisch ist Pfarrer der Gemeinde Freiburg und Chefredakteur von *Christen heute*

Foto: João Loureiro, „Senses“, Flickr.com (Creative Commons License)

Titelfoto: Elido Turco, „Applcaurore – RED PASSION“, Flickr.com (Creative Commons License)



begreifen, um es verstehen zu können; so arbeitet unser Gehirn.

Das ist ein Problem, denn es gibt Bereiche, die sich den Sinnen verschließen. Das sind die Bereiche, die mit dem Sinn zu tun haben. Kann ich Liebe sehen? Kann ich Glück beweisen? Kann ich Gott berühren? Klar kann ich spüren, dass ich einen Menschen liebe. Ich kann spüren, dass ich glücklich bin. Aber das ist ein Wahrnehmen mit mehr als allen Sinnen, mit der ganzen Person. Zwar gibt es Menschen, die behaupten, das alles sei nur ein Spiel der Hormone und der Chemie des Gehirns, aber die meisten sind wohl doch überzeugt, dass mehr dahinter ist als eine Illusion, die unser Gehirn erzeugt.

So gibt es über-sinnliche Bereiche, die sogar zu den wichtigsten Erfahrungen unseres Lebens gehören, aber ohne die Sinne geht es nicht. Liebe gibt es nicht ohne Berührung, Glück gibt es nicht ohne andere Menschen, die ich sehe, spüre, fühle. Alles, was unser Leben sinnvoll macht, was mit dem Sinn des Lebens zu tun hat, übersteigt den Bereich, den die Sinne erfassen können. Aber wir sind sinnliche Menschen, auch in diesem Bereich wollen wir etwas spüren, tasten, sehen, hören, schmecken.

Es gibt sogar so etwas wie einen biblischen Patron für diesen Zusammenhang. In der Osterzeit ist er uns wieder begegnet: der Apostel Thomas. Er, der den anderen Jüngern nicht glauben wollte, dass Jesus auferstanden ist, der gesagt hat: „Wenn ich nicht die Male der Nägel an seinen Händen sehe und wenn ich meinen Finger nicht in die Male der Nägel und meine Hand nicht in seine Seite lege, glaube ich nicht“ (Joh 20,25). Jesus lädt ihn ein, die sinnliche Erfahrung zu machen, die er braucht, um glauben zu können – und er verzichtet. Offensichtlich hat er genug erfahren, um glauben zu können, auch ohne betasten zu müssen.

Glaube braucht Erfahrung

„Selig sind, die nicht sehen und doch glauben,“ sagt Jesus noch (Joh

20,29). Aber so einfach ist es nicht. Sicher, an Gott, an die Auferstehung lässt sich nur glauben, das lässt sich nichts be-greifen, das lässt sich nichts messen und beweisen. Aber wenn wir nichts erfahren, können wir auch nicht glauben.

Es gibt Christen, die kommen mit einem Minimum an Erfahrung aus. Die Quäker kennen keine Sakramente, ihre Gottesdienste bestehen im Wesentlichen aus Schriftlesung und Stille. Aber natürlich lassen sich auch in der schweigenden Gemeinschaft und in der Stille Erfahrungen machen, wie die Menschen bestätigen können, die Zugang zur Meditation gefunden haben. Doch den meisten Menschen ist das zu wenig. Und so haben wir

”

*Kann ich Liebe sehen?
Kann ich Glück beweisen?
Kann ich Gott berühren?
Klar kann ich spüren, dass ich
einen Menschen liebe. Ich kann
spüren, dass ich glücklich bin.
Aber das ist ein Wahrnehmen
mit mehr als allen Sinnen,
mit der ganzen Person*

“

die Sakramente und Zeichen, die uns auch sinnliche Erfahrungen schenken, das Übergießen mit Wasser, Salbungen, die unseren Tastsinn ansprechen, die Eucharistie, in der wir Brot und Wein schmecken, Weihrauch, den wir riechen, Gewänder und Prozessionen fürs Auge.

Es sind nur indirekte Zeichen, leider, möchte ich fast sagen. Wir essen Brot und trinken Wein und sagen, in diesen Zeichen nehmen wir Christus auf, aber wir schmecken nur Brot und Wein. Wir werden gesalbt und sagen, da berührt uns Gott, aber wir spüren nur den Finger eines Menschen und Öl. Den Auferstandenen selbst, Gott selbst, erfassen unsere Sinne nicht. Und dennoch brauchen wir die Zeichen, mit denen unsere Sinne etwas erfahren können. Es ist besser, indirekt zu spüren als

nur abstrakt zu denken. Wir sind so. Wir müssen etwas spüren. Den Sinn unseres Lebens finden wir nur durch sinnliche Erfahrungen. Deshalb gehört Sinnlichkeit zu unserem Wesen, sie ist gottgegeben.

„Dem Sinnengenuss zugeneigt“

Die Sinnlichkeit ist ein Geschenk Gottes, und deshalb ist es auch erlaubt, sie zu genießen. Die Unterscheidung zwischen einem Sinnengebrauch, der gut ist, weil er uns hilft, uns zu orientieren, zu begreifen und den Lebenssinn in der Gemeinschaft mit Gott zu finden, und einem unerlaubten Sinnengenuss ist unsinnig. Lästern Zungen karikieren dieses Denken mit dem Satz: „Alles, was Spaß macht, macht dick oder ist Sünde.“ Nein, die Sinne sind uns von Gott gegeben, und deshalb ist ihr Gebrauch zunächst einmal gut und nicht sündig. Wir dürfen dem Sinnengenuss zugeneigt sein! Es kann auch einen Missbrauch geben, aber von dem ist erst zu sprechen, wenn ein Verstoß gegen das Gebot der Gottes- und Nächstenliebe vorliegt.

Das gilt auch für die „Begehrlichkeit“, von der der Duden spricht: „Auf den geschlechtlichen Genuss ausgerichtet.“ Auch die Sexualität ist uns von Gott gegeben, auch sie ist zunächst einmal gut. Und sie dient nicht nur dem Zwecke der Fortpflanzung, sondern sie ist auch Ausdruck der Liebe (und wird erst zweifelhaft, wenn sie das nicht mehr ist, sondern nur noch Triebbefriedigung, im schlimmsten Fall auf Kosten des anderen Menschen), sie stärkt die Partnerschaft, das Glück und die Lebensfreude.

Mir gefällt, wie der Wikipedia-Artikel zur Sinnlichkeit diese von der Begierde unterscheidet, und damit möchte ich schließen: „Durch die geöffneten Sinne kann man das Schöne und Anregende dieser Welt erfahren. Sinnlichkeit hat dabei einen freien Charakter, während Begierde ein Besitzenwollen impliziert.“ ■



„Komm, wir wollen uns berauschen an der Liebe“

VON BERNHARD SCHOLTEN

Die Geschlechtlichkeit des Menschen ist gottgewollt und selbstverständlich; denn „Gott sprach: Lasst uns Menschen machen in unserm Bild, uns ähnlich. (...) Und Gott schuf den Menschen nach seinem Bild, nach dem Bild Gottes schuf er ihn: als Mann und Frau schuf er sie. Und Gott segnete sie, und Gott sprach zu ihnen: Seid fruchtbar und vermehrt euch und füllt die Erde“ (Genesis 1,26 – 28).

Gott erschuf Mann und Frau nach seinem Bild; in der Vereinigung von Mann und Frau werden diese Gott ähnlich. Indem Gott zwei Geschlechter schuf, schuf er auch die Sexualität, in der sich Mann und Frau vereinen und neues Leben zeugen.

Die Genesis kennt noch eine zweite Schöpfungsgeschichte des Menschen: Der geschlechtsneutrale erste Mensch wird von Gott zu einem geschlechtlichen, sexuellen Wesen geschaffen, indem Gott den Menschen in einen „Tiefschlaf fallen ließ, und dieser schlief ein. Und Gott nahm eine von seinen Rippen heraus und schloss die Stelle mit Fleisch. Und der HERR, Gott, machte aus der Rippe, die er vom Menschen genommen hat, eine Frau und führte sie dem Menschen zu. Da sprach der Mensch: Diese endlich ist Gebein von meinem Gebein und Fleisch von meinem Fleisch. Diese soll Frau heißen, denn von Mann ist sie genommen. Darum verlässt ein Mann seinen Vater und seine Mutter und hängt an seiner Frau, und sie werden ein Fleisch. Und die beiden, der Mann und seine Frau, waren

nackt, und sie schämten sich nicht voreinander“ (Gen 2,21-25).

Der Mensch wird zu Mann und Frau, die zueinander gehören und die sich erkennen, vereinen und wieder ein Fleisch werden. Durch die Gemeinschaft, die Vereinigung wird der Mensch – ob Mann oder Frau – zum Menschen. Noch ein zweite Beobachtung ist bedeutsam: „Sie waren nackt und schämten sich nicht voreinander“; denn die Nacktheit ist Teil des Menschseins; oder wie der Volksmund sagt: „Nackt, wie Gott sie schuf“.

Menschen, die zueinander gehören, die sich lieben, füreinander einstehen, erkennen auch ihre Nacktheit und Blöße, die sie einerseits verletzlich macht, andererseits aber auch erst berührbar. Als Mann und Frau Gottes Gebot übertreten und sie für sich „das Gute und das Böse erkennen“ (Gen 3,23), erkennen sie auch, dass sie nackt sind; doch diese Nacktheit ist mehr als die körperliche Nacktheit – sie haben sich gegenseitig bloßgestellt, weil sie das Gebot Gottes „vom Baum der Erkenntnis von Gut und Böse aber nicht zu essen“ (Gen 2,17) nicht befolgt haben.

„Erkennen“ in der Bibel

Zumindest die bekannten deutschen Bibeltexte benutzen den Begriff des „Erkennens“ auch, um damit die sexuelle Vereinigung zu beschreiben: „Und der Mensch erkannte seine Frau Eva, und sie wurde schwanger und gebar Kain“ (Gen 4,1). In diesen Texten wird deutlich, dass die Menschen sich in der Sexualität „erkennen“; sie werden eins, ein Fleisch, und sie schaffen neues Leben und sie genießen die Sexualität, wie es indirekt in dem nachfolgenden Kapitel angedeutet wird: „Als sich aber die Menschen auf Erden zu mehren begannen und ihnen Töchter geboren wurden, sahen die Gottessöhne, wie schön die Töchter der Menschen waren, und sie nahmen sie alle, die ihnen gefielen, zu Frauen.“ (Gen 6,1-2).

Die Schönheit der Frauen steht sicherlich auch für die Sinnlichkeit, die Lust und die Liebe, wie wir es an dem Beispiel der Brautwerbung für Abrahams Sohn Isaak sehen. Abraham hatte seinen Diener in das Land seiner Väter geschickt, damit er eine Frau für seinen Sohn findet. Der Diener trifft Rebecca und bringt diese, wie von Abraham vorhergesagt, mit. „Isaak führt sie in das Zelt seiner Mutter Sara. Und er nahm Rebecca, und sie wurde seine Frau, und er gewann sie lieb. So tröstete sich Isaak nach dem Tod seiner Mutter.“ (Gen 24,67).

An diesem Beispiel wird deutlich, was Gott in der Schöpfungsgeschichte angelegt hat: In der Vereinigung werden die Menschen Mann und Frau; und in einer gelingenden Beziehung geht es um mehr als um die Reproduktion menschlichen Lebens. Mann und Frau sind für einander da, sie lieben sich, sie trösten sich.

In der Bibel finden sich noch weitere Erzählungen und Beschreibungen, die deutlich zeigen, dass Menschen sich begehren, sich nach dem anderen und auch dem Körper des anderen verzehren. Das Hohelied, das Lied der Lieder Salomos, beginnt gleich mit dem Begehren nach dem anderen Menschen: „Mit Küssen seines Mundes bedecke er mich. Süßer als Wein ist deine Liebe.“ (Hohelied 1,1-2). Und auch im Buch der Sprüche finden sich Hinweise



Bernhard Scholten ist Mitglied der Gemeinde Landau

Foto: Mitchell Joyce, „Kiss Kiss“, Flickr.com (Creative Commons License)



auf Erotik und Lust: „Deshalb bin ich ausgegangen, dir entgegen, ich wollte dich suchen und habe dich gefunden. Mit Decken habe ich mein Lager bereitet, mit Tüchern aus ägyptischen Leinen. Mein Bett habe ich besprengt mit Myrrhe, Aloe und Zimt. Komm, wir wollen uns berauschen an der Liebe bis zum Morgen, wir wollen schwelgen in Liebeslust.“ (Sprüche 6,15-18).

Im 5. Buch Mose, im Deuteronomium, findet sich eine bemerkenswerte „Anweisung“ für ein frisch vermähltes Paar: „Wenn sich jemand eine neue Frau genommen hat, muss er nicht mit dem Heer ausziehen und man soll ihm nicht aufliegen. Er soll ein Jahr frei sein für sein Haus und seine Frau glücklich machen, die er genommen hat“ (Dtn 24,5). Worin auch immer das „Glück der Frau“ lag, so beschreibt diese Vorschrift doch sicher eine Wertschätzung der Ehe und damit auch der Sexualität.

Die Bibel berichtete aber auch von Ereignissen, in denen das Begehren nach einem anderen Menschen zu stark wird und dieser Mensch von der Macht der Sexualität beherrscht. Bekannt ist die Geschichte von David und Batseba, die David vom Dach des Königshauses beobachtete, während sie sich wusch. Von der Schönheit der Frau beeindruckt, schickte David Boten zu ihr und ließ sie holen. Und sie kam zu ihm und schlief mit ihm (2 Sam. 11,1-5). David missbrauchte seine Macht und seinen

Einfluss – und schließlich ließ er Urija, Batsebas Mann, in einer Schlacht töten.

Nur zwei Kapitel weiter findet sich die Geschichte von Amon, Davids Sohn, der sich unsterblich in seine Halbschwester Tamar verliebt. Er stellt sich krank, um von ihr gepflegt zu werden und um diese Situation zu nutzen, um sie zu vergewaltigen (2 Sam 13,1-25). In diesen beiden Geschichten werden Macht und Kraft des Begehrens deutlich. Die Bibel berichtet auch von dieser dunklen Seite der Sexualität, die den Menschen ergreifen und beherrschen kann.

Diese machtvolle Seite der Sexualität gibt es unbestritten, doch die in den biblischen Schriften wird deutlich, dass die Geschlechtlichkeit den Menschen nicht nur zum Menschen macht, sondern dass der Mensch, indem er in der Geschlechtlichkeit den anderen Menschen „erkennt“, Gott ähnlich wird. Die Geschlechtlichkeit ist die Voraussetzung für jedes Leben, doch Geschlechtlichkeit ist mehr als Reproduktion. Berührt werden, berührt sein, diese sinnliche Erfahrung, weckt Sinne und Geist. Erst wer sich öffnet, sich entblößt, sich dem anderen hingibt, vertraut und liebt. Die Lust ist ein wichtige Grundlage dafür, die Gott uns, als er den Menschen als geschlechtliches Wesen geschaffen hat, mitgegeben hat. ■

Meine alte Liebe bist du, Israel

Über die leidenschaftliche Liebe Jahwes zum Volk Israel, geschildert nach den Worten des Propheten Hosea

VON RAIMUND HEIDRICH

1. Du hast deine Ringe
und deinen Schmuck angelegt, Israel,
und bist deinen aufdringlichen
Liebhabern gefolgt.
Du hast ihrem Augenaufschlag vertraut,
dem Lächeln ihrer Münder Glauben geschenkt.
Erfolg, Sinnlichkeit, Selbstverwirklichung
nennen sie sich
und alles haben sie dir versprochen.
Doch Egozentrik, Sucht und Zwang sind ihre eigent-
lichen Namen.
Das hast du bitter erfahren,
das hast du so bitter erfahren, Israel.
Verkrochen hast du dich
mit Augen so rot,
mit Augen so tief.
Du hast dich täuschen lassen,
bist so enttäuscht,
bist so sehr enttäuscht.
2. Mich aber hast du vergessen, Israel,
mich hast du sitzen lassen.
Doch meiner Liebe brennt zu dir noch immer,
heiß wie am ersten Tag.
Darum will ich dich herauslocken,

ja hinausführen will ich dich in die Wüste,
hinaus in die Weite der Wüste,
wo dich die Aufdringlichkeit
nicht verführen kann.

Dort, wo unsere alte Liebe begann,
dort will ich dir von neuem begegnen,
dir in die Augen schauen,
dich zärtlich umwerben,
dich ganz erkennen,
dich überschütten mit Küssen.

3. An jenem Tag wirst du zu mir sagen:
Mein Mann, mein geliebter Mann.
Deshalb traue ich dich mir an auf ewig,
ich traue dich mir an
um den Brautpreis von Gerechtigkeit und Recht,
von Liebe und Erbarmen,
ich traue dich mir an
um den Brautpreis meiner Treue.
4. Meine alte Liebe bist du,
Israel, mein alter Schwarm.
Wie könnte ich von dir lassen?
Wie könnte ich dich je fallen lassen?
Denn meine alte Liebe bist du, Israel,
mein alter Schwarm.

Nach Hosea 2,15-22 und 11,1-8

Kirche auf einem guten Weg

Wohlwollen kann inspirieren

VON FRANCINE SCHWERTFEGER

SEXUALITÄT IST ETWAS, WAS eigentlich niemanden etwas angeht, auch wenn heute in aller Offenheit darüber geredet wird. Aber wer „wie üblich“ liebt, ist noch nie in Erklärungszwang gekommen. Die anderen, die eine abweichende Sexualität haben, stehen allerdings heute schon viel besser da als noch vor ein paar Jahren, als der Diskriminierung auch gesetzlich noch kein Einhalt geboten wurde. Das liegt daran, dass politisch einiges in Bewegung geraten ist (nicht zuletzt durch Urteile des Bundesverfassungsgerichtes), was Menschen mit gleichgeschlechtlicher Ausrichtung mehr Rechte einräumt.

Wenn dann auch eine Kirche wie die der Alt-Katholiken sagt (Synode 1997), dass sie homosexuell orientierten Menschen wohlwollend gegenüber tritt, dann ist das ein guter Weg, denn auch Kirche hat einen prägenden Einfluss auf die Gesellschaft. Der gedankliche Überbau, das Geistesgerüst der Kirchen, hat Jahrtausende lang die Menschen, gläubige und nichtgläubige, beeinflusst

– letztere deshalb, weil so viel von kirchlichen Moralvorstellungen in die Kultur eingeflossen ist. Also ein guter Weg, weil auch die offenere Haltung einer Institution Menschen anzieht, die dieser Offenheit bedürfen oder sie schätzen und in ihr gesellschaftliches Lebensumfeld tragen. So kann sich, im Gleichklang mit der politischen Gleichstellung, in den kommenden Generationen hoffentlich das Weltbild vieler Menschen erweitern.

Die Lesben- und Schwulenbewegung ist noch einen Schritt weiter, weil sie sich auch für Menschen einsetzt, die beiderlei Geschlecht lieben (Bisexuelle), solche, die ihr Geschlecht gewechselt haben (Transgender) oder für Intersexuelle (Menschen mit beiden Geschlechtsanlagen). Unter dem Oberbegriff „queer“ wird alles zusammengefasst, was nicht-heterosexuelles Leben und Lieben umschreibt, wobei sich heutzutage unter „queer“ auch immer mehr Menschen der sexuellen Zuschreibung oder Festlegung entziehen wollen...

In der Gesellschaft darf da ruhig noch einiges passieren, denn oft genug stößt man als gleichgeschlechtlich liebender Mensch auf eine zweifelhafte politische Korrektheit, derer sich ja die meisten doch inzwischen befeißigen. Da habe ich schon Sätze gehört wie: „Nein, ich habe kein Problem mit dir. Hauptsache, mein Kind wird nicht mal so.“ Oder: „Hoffentlich haben mich jetzt keine Bekannten mit dir zusammen gesehen, sonst denken



die, ich bin auch so eine.“ Unter-schwellige Ablehnung erfahre ich auch manchmal, wenn Leute sagen: „Deine Orientierung stört/interessiert mich nicht“, mir dann regelmäßig von ihren heterosexuellen Beziehungsproblemen erzählen und dann, wenn ich aus meinem gleichgeschlechtlichen Erleben etwas beisteuere, mit eisigem Schweigen abblocken oder entgegnen: „Da kann ich nichts zu sagen.“ Wieso erwartet man von mir, dass ich mich in gegengeschlechtliche Probleme einfühle, umgekehrt ist man aber nicht bereit dazu?

Ich denke und hoffe, dass eine Kirche, die die Richtung vorgibt, dass ein Gott viele Spielarten der Liebe zugelassen hat und wir als Menschen nicht das Recht haben, ihn deswegen zu kritisieren, auch Menschen inspiriert, nicht zu werten, sondern offen zu sein, also sich auf Menschen in all ihrem anders gelagerten Fühlen und Denken einzulassen und es als Gewinn zu betrachten. ■



Francine Schwertfeger ist Mitglied der Gemeinde Nordstrand

Foto: Brian Talbot, „Rainbow at Half Mast“, Flickr.com (Creative Commons License)

Alles easy, oder was?!

VON GREGOR BAUER

WIE BITTE? EROTIK IN DER KIRCHENZEITUNG – geht's noch? Ist die Kirche denn nicht die sexualitätsfeindliche Institution par excellence? Und die alte Kirche ganz besonders, auf die sich die Alt-Katholiken ja wohl beziehen? War denn nicht Frömmigkeit in der alten Kirche so etwas wie ein Hochleistungssport in der Disziplin „sexuelle Enthaltensamkeit“? Würden nicht jahrhundertlang alle jungen Menschen, die so etwas wie religiösen Ehrgeiz entwickelten, ins Zölibat gedrängt? Ist denn nicht im Christentum alles verboten, was Spaß macht, sofern es nicht ins Modell „ehelicher Akt zum Zwecke der Zeugung“ passt? Verboten die Kirchen

denn nicht Masturbation, Homosexualität, vorehelichen Geschlechtsverkehr, Empfängnisverhütung und und und? Seid mal schön still, ihr Kirchgänger, wenn es um das Thema Erotik geht!

Sind wir ja auch – meistens. Obwohl wir als Alt-Katholiken so kleinlaut ja eigentlich nicht sein müssten. Stolz können wir darauf verweisen, dass es bei uns keinen Pflichtzölibat gibt, dass Homosexuelle und geschiedene Wiederverheiratete akzeptiert sind. Kommt schon, Leute: Bei uns ist Sexualität positiv besetzt.

Wie schön. Dann wäre das ja geklärt. Zufrieden können wir uns zurücklehnen: Wir sind liberal, auch in Sachen Sexualität. Noch irgendwelche Fragen?

Ich bin dankbar für die Freiheiten, die wir heute haben. Ein tolerantes Klima ist nicht selbstverständlich, wir sollten es schätzen und dafür eintreten. Aber manchmal reibe ich mir die Augen und frage mich: Könnte es



sein, dass da etwas an mir vorbei gegangen ist? Dass die gesellschaftliche Entwicklung meine schöne Liberalität längst überholt hat? Dass heute Dinge passieren, die von mir mehr fordern als ein liberales Ja und Amen? Lassen Sie mich ein paar wundere Punkte ansprechen. Erwarten Sie aber von mir bitte keine Patentrezepte – und schon gar keine Gesetzesvorlagen.

Keiner und keinem Jugendlichen soll wegen Masturbation ein schlechtes Gewissen eingeredet werden. Einverstanden! Aber was sagen wir dazu: Jugendlichen wird es heute so leicht gemacht wie nie, Pornografie in allen vorstellbaren und unvorstellbaren Variationen im Internet zu konsumieren. Gleichzeitig können sie sich dabei nie ganz unbeobachtet fühlen: Nie können sie sicher sein, dass nicht doch ihre Eltern, irgendwelche Hacker oder ein Geheimdienst genau wissen, wann und wie lange sie sich welche sexuellen Obsessionen ansehen. Alle Versuche sind ohne jedes Zugangshindernis sofort verfügbar – und gleichzeitig steht alles unter absoluter Kontrolle. Ist das nicht beklemmend?

Auf die meisten jungen Männer – und natürlich nicht nur auf sie – üben erotische Bilder und Videos einen äußerst starken Reiz aus. Darauf zu verzichten, obwohl diese Medien so leicht zugänglich sind – das scheint vielen unmöglich. Das finde ich sehr verständlich. Aber was heißt das? Folgt daraus, dass sich diese Jugendlichen niemals Fragen stellen sollten wie die folgenden: Will ich sexuell davon abhängig sein, dass Menschen, die ich nicht kenne, mir sexuelle Praktiken vorspielen, um damit Geld zu verdienen? Die Darsteller der Pornografie, die ich konsumiere: Haben die nicht auch Eltern, Geschwister, Nachbarn und Freunde, von denen sie so nicht gesehen werden möchten? Will ich wirklich sexuell davon abhängig sein, dass diese Menschen für meine Befriedigung ihre sexuelle Intimsphäre preisgeben?

Wenn zwei junge Menschen, die einander lieben, zusammenleben möchten, dann können sie das tun, auch wenn sie noch nicht wissen, ob sie sich ein Leben lang aneinander binden und ob sie gemeinsam Kinder haben möchten. Gut so! Und ja zur Empfängnisverhütung! Aber das ist kein Grund, Fragen wie die folgenden zu tabuisieren: Was tut die Pille mit der Gesundheit und den

Emotionen der Frau? Es kann passieren, dass eine Frau die Jahre, in denen sie Kinder haben könnte, mit einem Freund verbringt, der ewig „noch nicht so weit ist“, dass sie ihm zuliebe auf Kinder verzichtet, bis ihre biologische Uhr abgelaufen ist. Sollten wir junge Frauen nicht ermutigen, sich vor einem solchen Szenario zu schützen? Und sollten wir jungen Männern nicht die Augen dafür öffnen, wie irrsinnig schmerzhaft es für ihre Freundin sein kann, wenn ihr Kinderwunsch unerfüllt bleibt?

Auch die eine oder andere nachdenkliche Frage zur Abtreibung gehört in diesen Zusammenhang. Ich kann diesem Thema nicht gerecht werden, ich möchte nur einiges wenige zu bedenken geben: Eine Frau, die abtreibt, kann nicht wissen, wie diese Entscheidung sie später wieder einholt. Wie oft wird sie sich in ihrem Leben fragen, wie alt das Kind, gegen das sie sich entschieden hat, jetzt wohl wäre, auf wen wohl seine erste Liebe fallen, welchen Beruf es wohl ergreifen würde? Wie weh werden ihr diese Fragen tun? Und was bedeutet das alles für den Mann, der das werdende Kind gezeugt hat?

Nach einer gescheiterten Ehe steht einer neuen Beziehung heute gesellschaftlich nichts mehr im Wege. Richtig so! Aber wie ehrlich fragen wir nach den Folgen von Patchwork-Konstellationen für unsere Kinder? „Meine Kinder und meine neue Partnerin verstehen sich prima.“ Schön, wenn es so ist. Aber wir sollten genau hinschauen. Wie fühlt es sich an für ein Kind, wenn es sich auf einen neuen Stiefvater, eine neue Stiefmutter, neue Stiefgeschwister einstellen muss? Wenn es nicht weiß, ob und wann das neue Familien-Personal wieder aus seinem Leben verschwindet?

Wer mit dem Finger auf andere zeigt, auf den zeigen drei Finger zurück. Wenn ich hier jemanden anklagen wollte, dann müsste ich bei mir selbst anfangen. Ich bin nicht der moralische Saubermann, der der verkommenen Gesellschaft einen Spiegel vorhält. Ich meine nur: Lasst uns nicht so tun, als ob alles locker-flockig und easy wäre. Wenn es Probleme gibt, lasst sie uns anschauen, lasst uns darüber nachdenken und darüber reden, und lasst uns ohne gegenseitige Verurteilungen nach Lösungen suchen. ■

ich mich schlicht mit einer möglichen Variante: Bedeutung. Aber auch dieses Wort hat seinerseits zahlreiche, wenn nicht zahllose Verständnissnuancen. Diese Unschärfen vorausgesetzt, entdecke ich in unserer Eucharistiefeier einen regelrechten „Sinn-Brüter“! Von Anfang bis Ende wird etwas „bedeutet“, in Liedern, Gebeten, Lesungen, Predigten, liturgischen Texten.

Nun ist, wie ich es sehe, der Sinn unserer Feier im Wesentlichen vorgegeben, es geht exklusiv um Hingabe, Tod und Auferstehung Jesu, ganz gleich, in welchen Texten, das heißt Gebeten, Liedern oder Predigten das Geschehen beschrieben oder besungen wird.

Ich kann mir durchaus vorstellen, dass es aus dem, was uns das Neue Testament überliefert, noch andere Sinn stiftende Glaubensinhalte gibt, die wir in 2000 Jahren Kirchengeschichte noch nicht oder bei weitem nicht so entfaltet haben wie Tod und Auferstehung. Dazu fällt mir Einiges ein, was hier nicht ausgeführt werden kann.

Schließlich: Sinn wird in unseren Eucharistiefeiern viel zu oft mit dem traditionellen religiösen Wortschatz transportiert. Poesie, Lyrik, Texte der Mystiker oder auch Schauspiel- und Romantexte sind meist Stiefkinder in unseren Eucharistiefeiern. Sie alle haben aber eine eigene, bedeutsame Sprache, um uns in das Geheimnis Gottes und in Leben und Botschaft Jesu einzuführen.

Sinnlichkeit

Was ist das? Ein rascher Blick in meinen alten Brockhaus (1960) bringt es knapp auf den Punkt: Das Schöne und Anregende dieser Welt mit allen Sinnen erfahren. Wann und wie kann ich das in der bedeutsamsten Zusammenkunft unseres Glaubens, die doch bestimmt ist von Kernworten wie Liebe, Hingabe, Passion...?

Doch, da gibt es Einiges für die Sinne. Schon mal, wenn ich die Kirche betrete und mich mit Weihwasser bekreuzige. Das Auge mag sich an bunte Kirchenfenster, Figuren oder Bilder, Blumenschmuck, brennende Kerzen heften, vielleicht an eine stilvolle Liturgie. Die Nase kommt dafür total zu kurz, seitdem Weihrauch nur noch äußerst spärlich

verwendet wird. Den gibt es dafür heute in zahllosen esoterischen Zirkeln, wo Weihrauch oder andere Duftstoffe zum unverzichtbaren Ritual gehören. Warum wohl?

Dem Geschmack wird, realistisch betrachtet, wohl auch kaum Genüge getan in unserer Mahlfeier. Das Brot, das heilige, lebensnotwendige, heilige Brot wird uns in einer flachen kleinen Scheibe gereicht, die nun wirklich nach nichts schmeckt. Mir persönlich hilft, um überhaupt einen Geschmack des Lebens auf den Gaumen zu bekommen, ein kräftiger Schluck aus dem „Kelch des Heils“. Der Ablauf unseres Mahls erinnert mich fast jedes Mal eher an einen Stehimbiss, wenn nicht an Fast Food.

Und dann ist da noch der Tastsinn. Dem meinen bietet die Eucharistiefeier nicht allzu viel. Aber doch: In meiner Gemeinde gibt es erfreuliche Berührungsmöglichkeiten, beim Friedensgruß, freudiges Händeschütteln, Umarmungen, Winken, Gesten, „sinnlich“ genug, um zu spüren, wie sehr sie von Vertrauen, Freundlichkeit, Wohlwollen geprägt sind. Und manchmal tastet sich auch beim Vaterunser eine Hand zu der anderen, um so, mit Nachbar oder zur Nachbarin zusammen, die gemeinsame Kindschaft zu spüren.

Die Ohren kommen von den fünf Sinnen nun wirklich am Besten weg in der Eucharistiefeier, Gesang und Orgel eingeschlossen! Glaube kommt vom Hören, wissen wir. Ob dieser Glaubens-Satz schon einmal in Frage gestellt wurde?

Erotik

Jede uns jeder von uns hat eigene Vorstellungen davon gespeichert, was mit dem Wort gemeint ist. Vermutlich wird kaum jemand dieselben in irgendeiner Weise mit der Eucharistie verbinden! Weil Erotik und Eucharistie nichts miteinander zu tun haben?

Das kann eigentlich nicht sein in einer Religion, die Gott in der Liebe erkennt. Auch für das Wort Liebe gibt es unzählige Definitionen, aber zu ihren wesentlichen Merkmalen auf allen Ebenen gehört Anziehung, keineswegs nur auf der geschlechtlichen. „Und wenn ich am Kreuz erhöht sein werde, will ich sie alle zu mir ziehen“, lässt das Johannesevangelium

Jesus vor seinem Leiden sagen (Joh 12,32). Warum ist eigentlich dieses Wort nicht in die Mitte unserer Danksagung geraten? Auch viele Schilderungen des Lebens Jesu, seines liebevollen, heilenden Handelns erzählen von einer starken, anziehenden Kraft, die von ihm ausging, und umgekehrt: von einer Anziehung, die die Menschen auf ihn ausübten, insbesondere die „Mühseligen und Beladenen“.

Werden wir je eine Liturgie entwickeln, die in diesem Sinne erotisch ist und es den Teilnehmenden ermöglicht, sie einlädt, Freude, Anteilnahme, Zuneigung leibhaftig zu geben und zu empfangen? Tanz wäre ein gutes und wichtiges Element dafür. Jedes Evangelium, das wir hören, ließe sich in adäquaten Zeichenhandlungen ein Stück weit erleben.

„Frieden“ sprechen wir uns in jeder Eucharistie zu. Aber machen wir uns jedes Mal, wenn wir dieses Wort aussprechen, die ganze Fülle des Heils und Segens klar, die „Shalom“ eigentlich meint? Womöglich wäre manchem Mitfeiernden mit einem persönlichen „du, ich mag dich“ mehr gedient und er oder sie würde darin Frieden tiefer, persönlicher empfinden.

Erotik in der Eucharistiefeier. Der einzige wirklich erotische Text der Heiligen Schrift kommt so gut wie nicht vor, das so genannte Hohelied Salomos. Wann hätte ich je gehört: „Erwache Nordwind, und komme Südwind! Durchwehe meinen Garten, dass sich seine Balsamdüfte verströmen. Mein Geliebter komme in seinen Garten, und er esse von seinen köstlichen Früchten! Ich komme in meinen Garten, meine Braut, ich pflücke meine Myrrhe samt meinem Balsam, ich esse meine Wabe samt meinem Honig, ich trinke meinen Wein, samt meiner Milch. Esst, Freunde, trinkt, berauscht euch, ihr Liebenden“ (Hohelied 4,16; 5,1).

Leidenschaft

Die Eucharistiefeier ist im Grunde die Feier einer Leidenschaft. Wir feiern einen Menschen, der sich Gott und den Menschen leidenschaftlich, mit leidenschaftlicher Liebe hingegeben hat. Bis in den Tod, wie wir nicht müde werden zu betonen.

Viel Sinn – wenig Leidenschaft

Gedanken eines alten Kirchgängers
VON VEIT SCHÄFER

OBES ZUGESTÄNDNISSE AN den Wonnemonat waren, welche die Redaktionskonferenz bewegte, die Stichworte Sinn und Sinnlichkeit – Erotik und

Leidenschaft für die Mai-Ausgabe 2015 auszuwählen? Drei der vier Leitwörter verbinde ich nicht auf den ersten Blick mit Kirche. Vermutlich liegt's daran, dass ich noch einer Generation angehöre, die sich – so machte damals unter uns jungen römischen Katholiken die etwas derbe Beobachtung die Runde – zu den Jahreszeiten, in der „normale“ junge Leute zum ersten und letzten Mal Feld und Wald aufsuchten, um ungestört zu schmusen, in der Kirche versammelte: im Mai jeden Abend in der Maiandacht und im Oktober allabendlich beim Rosenkranz.

Wenn ich hier von Kirche schreibe, dann meine ich hier die Eucharistiefeier, die zentrale Feier der christlichen Gemeinde. Hier erlebe ich Kirche exklusiv als dankbar feiernde Gemeinschaft und unterschieden von allem anderen menschlichen Leben und Treiben, das innerhalb oder außerhalb der Kirche sonst „geboten“ wird.

Sinn

Eine ganze Bibliothek reicht nicht aus, um darzustellen, was das Vier-Buchstaben-Wörtchen eigentlich meint oder meinen kann! So begnüge



Veit Schäfer ist Mitglied der Gemeinde Karlsruhe



Diese Lebenshingabe Jesu nennen wir Passion. Dasselbe Wort bezeichnet eine große, verzehrende Liebe unter Menschen, ein unbeschreibliches, unauslöschliches Erlebnis.

Es ist wahrscheinlich gar nicht möglich, ein solches grundstürzendes Geschehen, eine solche Erfahrung

in einer Feier angemessen und überzeugend darzustellen. Aber ohne andere, weitere Deuteworte, ohne reichhaltigere, leibhaftige „Vergegenwärtigungen“ als diejenigen, die wir bis jetzt in die Mitte unserer Eucharistie stellen, bleibt sie für mich eine recht blasse Erinnerung an die

Leidenschaft Gottes für uns, auch an das leidenschaftliche Leben, Handeln und Sterben des Mannes aus Nazaret. Das ist mein ernüchterndes Fazit, der ich mein Leben lang Eucharistie „feierte“. Wie mag's da erst Menschen gehen, die keinen Zugang dazu haben? ■

„Ich spürte ein Leuchten in mir!“

Erwachsenentaufe und Erstkommunion in Sachsen: Geist, Gesetz und Sinnlichkeit

VON JENS-EBERHARD JAHN

WIR FEIERN PFINGSTEN, 2015 AM 24. MAI. WER feiert Pfingsten? An Weihnachten bersten die Kirchen: Die Geburt eines besonderen Kindes ist für viele begreifbar. Auch von Ostern als zentralem Ereignis für Christinnen und Christen, von Ostern als Frühlingsfest, der Auferstehung aller Natur, fühlen sich viele angezogen. Aber Pfingsten? Was war das noch mal? Heiliger Geist? Etwas Abstraktes.

Laut Apostelgeschichte (2,1-4) kam der Heilige Geist am Fest *Schawuot* über die Jünger. An *Schawuot* – 50 Tage nach *Pessach* – wird an den Empfang der Tora, des Gesetzes, erinnert. Gesetz? Na ja, auch abstrakt aber schon etwas konkreter als Geist.

Während der Jude Jesus nach Matthäus 5,18 strikt am Gesetz festhält, polemisiert der Jude und frühe Christ Paulus im 2. Brief an die Korinther (3,6): „Der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig.“

Welch ein Geschenk für uns, dieses jüdisch-christliche Spannungsverhältnis zwischen Geist und Gesetz! Soziallethisch verbunden sind sie im Neuen Testament etwa im Jakobusbrief, im *Tanach* bei den Propheten allemal. Es ist doch „wie im wirklichen Leben“: Gesetze helfen ungemein, das Zusammenleben zu regeln, gerade dann, wenn es an gemeinsamem Geist – am *common sense* – mangelt. Aber ohne Geist wären Gesetze nie entstanden, ohne Geist wären sie hohle Akte der Bürokratie. Als paulinische Antipoden gehören Geist und Gesetz zusammen und zu der daraus folgenden Dialektik lassen sich Bibliotheken füllen und zahllose neue Bücher schreiben.

Vielleicht helfen uns aber – frei nach Paulus – gar nicht so sehr die vielen alten und neuen Buchstaben, um Geist und Gesetz zu versöhnen und zusammen zu erfassen. Im wohl sinnlichsten Buch der Bibel, dem Hohenlied Salomos, dem Lied der Lieder, scheinen sich die Liebenden nicht sonderlich mit Geist und Gesetz zu beschäftigen. Sie haben genug an der Liebe. Herbert Haag und Katharina Ellinger schreiben, dass das Lied der Lieder „fraglos zu den maßgeblichen und heiligen Schriften Israels“ gehörte, weil „die stärkste Kraft, die diese Schöpfung kennt, die Kraft der Liebe“ samt „der Erotik mit ihrer ganzen Faszination“ eben auch Teil dieser Bibel sein musste, „die uns den Weg

zu Sinn und Erfüllung des Lebens weisen soll“. Nur dem frei-geistigen und sinnlichen Rabbi Hillel, einem Zeitgenossen Jesu, ist es zu verdanken, dass das Hohelied aber letztendlich kanonisiert wurde. Aber Ver-Geist-igung und Buchstabe waren es, die später im Judentum und Christentum dieses Lied allein als Metapher für die Liebe zwischen Gott und Mensch sehen wollten und die zwischenmenschliche sinnliche Liebe dabei ausklammerten.

Sinnliche Geschenke: Sakramente

Metaphern dienen auch der Ausformulierung von Symbolen. Im Symbol des Kreuzzeichens verbindet sich die vertikale Beziehung zwischen Gott und Mensch mit der horizontalen Beziehung zwischen den Menschen. Geist und Gesetz gibt es auf beiden Beziehungsebenen. Vor allem sinnlich erfahrbar werden sie erst fruchtbar. Sinnlich erfahrbare Symbole in der Kirche sind die Sakramente – je nach Tradition und Konfession nach Buchstaben und sicher auch Geist verschieden verstanden.

Über die Sakramente ist in der Kirchengeschichte viel geschrieben und gestritten worden, mit viel Geist und vor allem mit vielen Buchstaben. Bis zur Trennung von Glaubensgemeinschaften, zur Zersplitterung, Ablehnung, zum Hass, sogar als Vorwand zum Krieg. Aber sollten Sakramente nicht lieber sinnliche Geschenke sein, die Menschen mit Gott und untereinander verbinden?

Wenn sich die sächsischen Alt-Katholikinnen und Alt-Katholiken allösterlich im Zittauer Gebirge treffen, dann geht es erst mal um Buchstaben und Zahlen: Anmeldungen, Kosten, Beschaffung von Speisen, Getränken, Mieten, Orga-Kram, um Hektik bei An- und vor allem bei der Abreise. Übernächtigte, überarbeitete, am Ende auch gestresste, verkaterter Menschen, die dann sagen: „Nie wieder!“ und doch alljährlich sich einfinden, um die Geheimnisse der Befreiung und der Auferstehung zu feiern. Und inmitten dessen ist sie dann erfahrbar, die befreiende Sinnlichkeit. Sie prägt die Kar- und Ostertage und weist weit darüber hinaus.

Ich bin gern ketzerisch, wenn ich die Fußwaschung für das wohl eindrucksvollste Sakrament der Nächstenliebe halte, obwohl es zumindest in der westlichen Kirchentradition nur im weiteren Sinne sakramental ist. Nach dieser symbolischen und sehr sinnlichen Handlung empfangen am Gründonnerstag meine Kinder Emma und Bjarne die Erstkommunion. Sie hatten schon lange nach Wein und

Brot verlangt. Die ungesäuerte Hostie schmeckte sogar, der Wein? „Naja... in der Osternacht war er besser“. Am Ostersonntag fand dann auch noch eine Erwachsenentaufe statt.

„In den Sakramenten wird die uns zugesagte Gegenwart Christi zur fühlbaren, schmeckbaren, sichtbaren Wirklichkeit“, hatte der Prediger Jörn Stoffers am Karfreitag gesagt. Jesus mit seiner Botschaft von der Liebe zwischen Gott und den Menschen soll gegenwärtig sein. Jesus, der Wunderrabbi, der als erstes Wunder das Gelingen eines Festes bewirkt. Nicht irgendeines, sondern des sinnlichen Festes einer Hochzeit. Jesus, der beim Seder-mahl zu Pessach nicht Bitterkräuter und Tränenwasser, sondern Brot und Wein als Elemente des Lebens und der Freude zu Zeichen seiner Gegenwart erwählt. „Jetzt aber“ sei er erschienen, heißt es im Hebräerbrief (9,26). „Nicht unsere Väter nur hat der Heilige – gelobt sei er – erlöst, sondern auch uns mit ihnen“, ist schon die Pessach-Verheißung des Ersten Bundes. Christinnen und Christen, Jüdinnen und Juden spielen nichts nach – es geht um persönliche, psychische, politische und spirituelle Befreiung und Reinigung im Hier und Heute. Jesus lebt und verkörpert diese Verheißung und gibt auch dem in vielen Religionen – auch in seiner: dem Judentum – bekannten Reinigungsbad eine neue Dimension.

Taufe in der Osternacht

Seit der Antike wird traditionell gerade in der Osternacht, der Nacht des Neubeginns, getauft.

„Ich wollte Christin werden, ein Mitglied der Gemeinde, in der mein Partner ist, in der Freunde sind. Und ich mag auch diese kleine Dorfkirche hier“, sagt unser neues Gemeindemitglied, Ulrike Gebhardt, nach Empfang von Taufe, Erstkommunion und Firmung. Und weiter: „Natürlich habe ich auch über ‚Kannibalismus‘ bezüglich der Eucharistie lange nachgedacht. Aber in der Tradition habe ich es besser verstanden – *Kiddusch*, *Schabbat*, *Seder*... ich weiß nicht, das war für mich heute etwas ganz Besonderes, ich kann das nicht beschreiben. Es ging mir sehr nahe und ich spürte ein Leuchten in mir. Das

macht was mit mir, das mir gut tut.“ In der Osternacht, bei den Lesungen, geht es um Wasser: die Arche, den Auszug aus Ägypten. „Und dann kam viel mehr Taufwasser als erwartet, und mir kamen dann auch noch die Tränen“, sagt die frisch Getaufte. „Am Karfreitag machte ich eine Wanderung mit zweien aus der Gemeinde. Das Ziel war weit und allein hätte ich mich nie auf den Weg gemacht. Zwischendurch beim Aufstieg mussten wir uns helfen, in unsere Fußstapfen treten – genau so war es auf meinem Weg zur Taufe“.

Taufe, Bekenntnis wachsen vor allem über persönliche, sinnliche Erfahrung. Durch uns. Wir haben Fehler. Na und! Können wir dennoch helfen beim Leuchten?

Nach Pessach, dem Fest der Freiheit, folgt *Schawuot*, das Fest des Gesetzes. Auf Ostern, das Fest der Auferstehung und Befreiung, folgt Pfingsten, das Fest des Geistes und der Heilung. Freiheit, Auferstehung, Geist und Gesetz bedingen einander. Aber all dies – und damit zurück zum Rabbinerapostel Paulus – wäre (1. Korintherbrief 13) nichts ohne die Liebe. Liebe kann in vielerlei Gestalt wirken, sogar in Buchstaben, auch durch den Geist. Vollkommen ist sie wohl nur dann, wenn sie durch Hand, Herz und Verstand erfahrbar wird. Die Reformpädagoginnen und -pädagogen haben das ohne jede religiöse Inbrunst erkannt: Man begreift, erfährt und versteht am Besten durch Hand, Herz und Verstand. Zum Verstand gehört Geist, zur Hand das Gesetz der Tora. . Beide werden sinnlich erfahrbar, spürbar und erfüllt über das Herz und durch die Liebe, durch Nächstenliebe. Die Kraft dazu gibt wohl erst die erotische Liebe! Das mag ja schon wieder ketzerisch sein – aber immerhin biblisch.

Wer es bezweifelt, lese sie mal wieder, die altorientalische Liebesliedsammlung im Lied der Lieder! Und auch den 1. Korinther 13: „Und wenn ich... und hätte die Liebe nicht, dann wäre ich nichts!“

Am Abend des 23. Mai beginnt *Schawuot*, am 24. Mai ist Pfingstsonntag. *Chag Schawuot Sameach* und Frohe Pfingsten. Geist und Gesetz gehen zusammen, wenn Liebe und Sinnlichkeit beide beleben. ■

Freude, schöne Götter funken

oder: Mit Plato und Ovid auf Sendung

VON FRANCINE SCHWERTFEGER

HEUTE LESEN SIE AN DIESER Stelle meinen persönlichen Senf zum Thema Gender Studies, eine tiefsinnige Betrachtung über das Wunder der Natur, das da in Geschlechtertrennung lebt als Mann und Frau, und all ihre Spielarten

der Liebesfreuden, die man heute „queer“ nennt, auch ein Thema der Gender-Studien.

Genforscher beschieden nach entsprechenden Ermittlungen, dass Männer eigentlich ein Defekt seien: entstanden aus dem Abbrechen einer Ecke eines der doppelten X-Chromosomen, die das weibliche Geschlecht bestimmen. Aus dem zweiten X wird also Y. War am Anfang vielleicht doch nicht Adam, sondern Eva? Na, wie dem auch sei, es gibt offiziell zwei verschiedene Modelle vom Menschen. Dass die Natur auch Intersexuelle (Zwitter) vorgesehen hat, passte nicht ins Weltbild und daher auch nicht in die Amtsurkunde, weshalb

sie zumindest in der Vergangenheit schleunigst nach der Geburt operiert wurden. Pech.

Auch das Wesen von Mann und Frau hat bis heute niemand so recht verstanden, obgleich seit Tausenden von Jahren theoretisiert und modelliert wird. Und weil bei der Erschaffung keiner dabei war, kann man glücklicherweise dem Schöpfer das „Rollen“modell in die Schuhe schieben. (Was wären wir bloß ohne Rollen und das ganze Theater auf dieser Lebensbühne? Da wird's doch eigentlich erst interessant. Aber der Reihe nach.)

Es begann also biblisch offiziell mit Adam und Eva, wobei die Sache



davor mit der renitenten Lilith auch schon geschickt unter den Tisch fiel.

Inzwischen haben wir uns einmal im Kreis gedreht, die Frau ist immer noch an allem schuld, und die moderne Ratgeberliteratur holt wieder die Mythen vom Mann als Jäger und Sammler und der Frau als glückstrahlender Kindsmutter und Erwählerin gesunder Gene aus der Versenkung. Motto: Zurück ins Neandertal, da waren wir doch noch am einfachsten strukturiert – wir glauben nicht an Entwicklung, Verwicklung ist ja viel schöner. Dagegen kam auch jemand wie Jesus von Nazareth nicht an.

Sein Neues Testament hätte er wohl besser selbst aufgesetzt. Mit Zeugenaussagen ist das so eine Sache. Gedächtnis und mündliche Überlieferung lassen doch arg zu wünschen übrig, vor allem, da die Geschichten nachweislich erst 70 Jahre später auf Pergament gelandet sind.

Jesus hat sich wirklich redlich Mühe gegeben, manches wieder gerade zu rücken (siehe die Sache mit den Augen und Zähnen). Das Jesus-Wort „Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht trennen“ könnte ja noch korrekt wiedergegeben sein, aber im fest gezimmerten sozialen Laufstättchen haben es die Herren Evangelisten möglicherweise nur noch auf die Ehe zu beziehen gewusst. Dabei hatte die Ehe gerade zu Jesu Zeiten eher Kuhhandel-Qualität.

Also, liebe Leute, hier meine große chrendoktorwürdige These: Viel mehr Sinn ergäbe es doch, wenn man den Satz „Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht trennen“ auf die innere Doppelnatur bezöge, die der Freud-Schüler Carl Gustav Jung mit den Begriffen vom inneren Mann und der inneren Frau ins Bewusstsein gerufen hat. Der Schlamassel beginnt, wo sich Mann und Frau auch innerlich in ihre jeweilige Polarität zertrennen. Dass dem biblischen Adam seine bessere Hälfte buchstäblich aus der Rippe geleierte wurde, sieht doch ganz nach einer Metapher für Projektion aus. Man kann sagen, mit dieser Polarisierung bahnte sich die Vertreibung aus dem Paradies bereits an.



Auch die alten Griechen betrieben Gender-Studies. Sie wussten von mythologischen menschlichen Doppelwesen zu berichten, und zwar ganz körperlich. Das waren noch Zeiten, als es Kugelmenschen gab (Platon), oder die Story von Hermaphroditus (Ovid). War die Antike etwa schon mal weiter gewesen? Denn was vernehmen wir bei Herrn Ovid?

In seinem vierten Buch der „Metamorphosen“ wird berichtet, warum der See Salmacis „mit seinen weibischen Wellen entkräftend wirkt und die Glieder, die er berührt, der Männlichkeit beraubt.“ So wohnt dort eine Naiade, die, statt mit den Gefährtinnen der Diana zu jagen, weder einen Bogen spannen noch um die Wette laufen will. „Vielmehr badet sie bald ihre schönen Glieder in ihrer Quelle; bald kämmt sie sich das Haar mit einem Kamm aus Buchsbaumholz, blickt in den Wasserspiegel und befragt ihn, was ihr stehe; bald legt sie sich, in einen durchscheinenden Überwurf gehüllt, auf weiches Laub oder Gras; bald pflückt sie Blumen“ – kurz, sie war auf Männerfang.

Da kommt endlich ein 15-jähriger Knabe heran spaziert, dessen Gesicht, wie wir lesen, die Züge beider Eltern (also männlich/weiblich) trägt. Die Nymphe ist ganz von ihm angetan und greift schon zum Zwecke des Küssens nach seinem Hals, doch vergeblich. So verkrümelt sie sich scheinbar nachgiebig und überlässt ihm den

See zum Baden. Natürlich kauert sie im Gras und holt das Fernglas raus. Als sie „ihre Liebesfreuden kaum noch aufschieben kann“, wetzt sie los („Sieg! Er ist mein!“), springt in die Fluten, zerrt an dem Widerständigen und „raubt ihm Küsse.“ Aber weil er partout nicht gefügig wird, bittet sie schließlich die Götter, ihren und seinen Körper zusammenzufügen für immer.

Es ist Hermaphroditus, der solcherart gestaltet nicht allein bleiben will und von seinen göttlichen Eltern das „Geschenk“ (!) erbittet, dass jeder Mann, der sich in die Wellen wirft, beiderlei Geschlechtes wieder herauskommen möge. Gesagt – getan. Bitte, da haben wir's.

Haben die Götter dort den Hermaphroditus erschaffen, so haben sie ihn laut Platon ernüchert wieder abgeschafft. In dessen „Gastmahl“ wird erörtert, wie die Götter die ursprünglich zweigeschlechtlichen Kugelmenschen (Mann-Mann, Mann-Frau, Frau-Frau) wieder gespalten haben, damit sie fortan damit beschäftigt sind, ihre andere Hälfte zu suchen, anstatt den Göttern vermessen ins Handwerk zu pfuschen. Heute tun sie beides.

Es gibt Forschungsgelder für Genetik und Geschlechterstudien, es gibt Eheanbahnungsinstitute, Kontaktanzeigenabteilungen und Fundbüros. Aber so recht weiter kommen sie alle nicht mit ihren Nachforschungen.

Ich schlage daher abschließend vor, dass der Rundfunk live in den Olymp schaltet und die Götter eine Presseerklärung verlesen, wie das Ganze denn nun gedacht ist und gelöst werden soll. Beim Zeus, wir werden es doch noch gebacken kriegen mit diesem dusseligen „Rollen“-Getue.

Ich persönlich war ja immer schon ein bisschen „Anti“, rein aus Prinzip, um nicht zu verkalken. Mein Vorschlag zur Güte lautet, die Geschlechter ganz abzuschaffen. Sie sind ja nicht wirklich notwendig. Erdbeeren vermehren sich schließlich auch nur über Ausläufer. ■

Himmlische Lust

VON BERNHARD SCHOLTEN

„HIMMLISCHE LUST“ IST DER TITEL VON gleich zwei sehr unterschiedlichen Büchern. Das zeitlich ältere der jüdischen Emigrantin Ruth Westheimer und ihres Lebensgefährten Jonathan Mark berichtet – wie der Untertitel ausweist – von „Liebe und Sex in der jüdischen Kultur“. Das zweite Buch, herausgegeben von Klaus Hofmeister und Dr. Lothar Bauerochse, beide Theologen und Redakteure bei der Kirchenredaktion des Hessischen Rundfunks, fasst eine Sendereihe des HR 2 Kultur zum Thema „Religion und Sexualität – eine spannungsreiche Beziehung“ zusammen.

Ruth Westheimer ist in den USA eine bekannte Sexualtherapeutin. Sie wurde 1928 in Deutschland geboren, überlebte den Holocaust in der Schweiz, während ihre Eltern in Auschwitz ermordet wurden. Westheimer schreibt in diesem Buch, dass „meine Erziehung als orthodoxe Jüdin mir eine solide Grundlage in einer moralischen Tradition geben habe“, die es ihr später als Psychologin und Wissenschaftlerin einfach gemacht habe, über Lust und Sexualität zu sprechen. Weiter schreibt sie: „...und da Juden den Sex nicht als Sünde betrachten, sondern eher als eine erfreuliche Pflicht, war es für mich einfacher, ohne Scham zu sprechen, wodurch es dann wieder für mein Publikum zu einer angenehmen Erfahrung wurde.“

Sie erläutert in ihrem Buch auf eine einfache und sehr anschauliche Weise, dass die „jüdische Tradition großen Wert auf den Frieden im Haus: *Schalom bahjit*, legt, und“, so schreibt sie weiter, „da die sexuelle Lust ein wesentlicher Bestandteil in diesem Prozess ist, war es für mich eine *bracha* (Segen) und eine *Mizwa* (ein positives Gebot), den Paaren bei diesem wichtigen Aspekt in ihrer Beziehung zu helfen und nicht etwas, dessen ich mich schäme müsste.“ Ihr Buch schließt mit den Worten: „Himmlischer Sex ist vielleicht nicht immer erreichbar, doch wünsche ich ihn meinen Lesern so oft wie ihnen möglich. Und mögen sie Gott danken, wann immer er sich ereignet.“

Ganz anders liest sich das zweite Buch „Himmlische Lust“, erschienen 2011. Es vereinigt insgesamt 16 Artikel von unterschiedlichen Autorinnen und Autoren. In der Einleitung der beiden Herausgeber wird deutlich, dass dieses Buch eine Antwort auf den sexuellen Missbrauch insbesondere in römisch-katholischen Einrichtungen ist. Wie konnte es in diesen Einrichtungen zu einem systematischen Missbrauch von Kindern und Jugendlichen kommen und weshalb wurde das Wissen um diesen Missbrauch so lange nicht öffentlich? Die beiden Herausgeber verweisen auf die mehr als tausendjährige Geschichte der „Abwertung der Sexualität durch die christlichen Kirchen“ und sie fragen, wie dazu kommen konnte, obwohl doch das Christentum eine Liebesreligion ist, wie Fulbert Steffensky, emeritierter Professor für römisch-katholische Religionspädagogik, in dem ersten der 16 Artikel über „einen leidenschaftlichen Gott“ schreibt.

Christoph Quarch, evangelischer Theologe, sucht eine Erklärung bei Augustinus, der „die Liebe zu einem Akt des Willens machte und dadurch das Christentum moralisierte. (...) So wurde die Liebe zur leidenschaftslosen Barmherzigkeit, zur Solidarität und Mitgefühl – moralische Tugenden, die zwar schön und kostbar sind, die aber nichts von der Glut und der Leidenschaft verraten, die der erotischen Liebe eigen sind“. Und diese Beschreibung trifft auch auf das Buch insgesamt zu: 13 der 16 Autorinnen und Autoren beschreiben aus unterschiedlichen Blickwinkel das gebrochene Verhältnis des Christentums zur Lust und zur Leidenschaft. Sie beschreiben immer wieder die beiden Sichtweisen auf die „Himmlische Lust“, die auch gefährlich und bedrohlich sein kann. Einer Autorin, Birgit Schönberger, gelingt es als einziger, nicht gleich ein „aber“ zu formulieren, wenn sie von Liebe und Spiritualität und von der „Wiederentdeckung der Sinnlichkeit als befreiende Kraft“ schreibt. Sie verweist auf Anselm Grüns Aussage „Die Sexualität ist die faszinierende Kraft, die uns zum Leben und zur Liebe antreibt, sie ist die eigentliche Quelle der Spiritualität“ und sie zitiert Papst Benedikts Enzyklika „Deus caritas est“ mit dem Hinweis: „Echte Spiritualität hat eine erotische Dimension, die Verbindung zu Gott kann nicht körperlos bleiben. Und echte Erotik hat eine spirituelle Dimension. In ihr lässt sich Gott ahnen“.

Ergänzt werden die unterschiedlichen christlichen Perspektiven auf die „Himmlische Lust“ durch die Beiträge von Ayala Goldmann, einer Jüdin, und Angelika Calmerz, einer Muslimin, die einen Blick aus ihrer jeweiligen Religion auf Sexualität und Erotik werfen.

Die Lektüre dieser beiden Bücher zeigt, dass Sinnlichkeit, Erotik und Sexualität zu allen Zeiten in den Religionen sehr unterschiedliche Rollen zugewiesen wurden; das Judentum scheint demnach den am Ehesten unverkrampften Umgang mit der körperlichen Lust gehabt zu haben, während Christentum und Islam den doppelten Charakter betonen. Auf der Suche nach einer alt-katholischen Haltung bin ich auf Joachim Vobbes Bischofsbriefe „Brot aus dem Steintal“ und seinen Aufsatz „Gott traut uns – wir trauen Gott“ gestoßen. Schon der Titel seiner Gedanken zum Ehesakrament ist Programm. Er schreibt: „Sexualität wird als schön und lustvoll erlebt und auch dies ist ein Geschenk Gottes, freilich – wie alle seine Geschenke auch – eines, mit dem es verantwortungsvoll umzugehen gilt.“ ■

Literatur

- Hofmeister, Klaus und Lothar Bauerochse (Hrsg.): *Himmlische Lust – Religion und Spiritualität – eine spannungsreiche Beziehung*, hr 2 – kultur, Claudius-Verlag, München 2011.
- Vobbe, Joachim: *Gott traut uns – wir trauen Gott, Gedanken zum Ehesakrament*, in: *Brot aus dem Steintal*, Bischofsbriefe, Bonn 2005.
- Westheimer, Ruth und Jonathan Mark: *Himmlische Lust – Liebe und Sex in der jüdischen Kultur*, Bücher-gilde Gutenberg (Campus-Verlag) 1998.



Uneingestandene Lüste



Foto oben: Kai Morgener, „Faces II: Friedhof Ohlsdorf“, Flickr.com (Creative Commons License)

70 Jahre Ende des 2. Weltkriegs:
Die erotische Faszination von Krieg,
Gewalt und Größenwahn

VON CHRISTIAN FLÜGEL

IN DER JANUAR-AUSGABE VON *CHRISTEN HEUTE* schreibt Bernhard Scholten: „Viele Intellektuelle und Künstler begrüßten den 1. Weltkrieg. In der Tagespresse, die um den 1. August herum von den Hintergründen und Ursachen berichtete, wurden Bilder gezeigt, wie Menschen vor hundert Jahren begeistert in den Krieg zogen.“ Bekannt sind Fotos von jubelnden deutschen Soldaten auf dem Weg an die Front in Frankreich, die auf die Eisenbahnwaggons schreiben: „Auf in den Kampf, mir juckt die Säbelspitze“. Wir brauchen keine tiefenpsychologische Ausbildung, um hierin auch eine sexuelle Anspielung zu erkennen. Die Heldenträume jener jungen Männer, die sich im Kampf bewähren wollen, die „erobert“, „unterwerfen“ und ihre Macht (Potenz) lustvoll ausleben wollen, lässt bis heute ihre erotischen Assoziationen erkennen. Unser Wissen um den Wahnsinn des erstmalig mit Giftgas geführten Vernichtungskrieges, in den diese Begeisterten hineinfahren, macht solchen Enthusiasmus fast unerträglich.

70 Jahre nach den Verbrechen des Zweiten Weltkriegs und des Nazi-Terrors fällt es naturgemäß schwer, über die „Erotik des Krieges“ zu reflektieren. Der im Januar verstorbene Ex-Bundespräsident Richard von Weizsäcker nennt in seiner Rede zum 40-jährigen Kriegsende den 8. Mai 1945 „Tag der Befreiung vom menschenverachtenden System der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft“. Damit leistet er seinerseits einen Beitrag zur Erlösung aus Geschichtsrelativierung, Rechtfertigungs- und Verharmlosungsversuchen.

Das Bemühen, seelische Ursachen für Gewalt, Krieg und Menschheitsverbrechen nachzuvollziehen, ist ein Balanceakt, der oft misslingt. Eine zu starke Identifikation mit den Aggressoren birgt die Gefahr, das geschichtliche Urteil zu verfälschen und die Opfer zu beleidigen. Dies erlebt drei Jahre nach Weizäckers Rede ein anderer Verfassungsrepräsentant. Der damalige Bundestagspräsident Philipp Jenninger redet anlässlich des 50. Jahrestages der Novemberpogrome von 1938 vor dem Parlament. Er versucht, die Judenverfolgung und den vordergründigen Erfolg der Nazis zu verstehen, indem er die Perspektive damaliger Zeitzeuginnen einnimmt. Jenninger spricht vom „Faszinosum“ der Jahre 1933-38, vom „politischen Triumphzug Hitlers“ sowie von dessen „staunenerregenden Erfolgen“. Der Historiker Wolfgang Benz beschreibt die Wirkung der rhetorischen Unzulänglichkeit: „Die Zuhörer mochten glauben, der Redner hätte sich diese Denkfiktionen zu Eigen gemacht. Nicht wenige Parlamentarier verließen demonstrativ den Saal.“ Nach diesem Eklat legt Jenninger schon am nächsten Tag sein Amt nieder.

Als es in jüngerer Zeit um die Frage nach der Gewaltbereitschaft des Islam geht, macht ein prominenter christlicher Repräsentant eine ähnliche Erfahrung. Papst Benedikt XVI. hält 2006 in der Universität Regensburg eine Vorlesung. Darin zitiert er den spätmittelalterlichen Kaiser von Byzanz, Manuel II. Palaiologos, im Gespräch mit einem persischen Gelehrten: „Zeig mir doch, was Mohammed Neues gebracht hat, und da wirst du nur Schlechtes und Inhumanes finden wie dies, dass er vorgeschrieben hat, den Glauben, den er predigte, durch das Schwert zu verbreiten.“ Da auch in diesem Fall der Unterschied zwischen zitierter Meinung und eigener Haltung nicht deutlich hervortritt, erheben zahlreiche Vertreter des Islam Protest. Im Vergleich zu solchen rhetorischen

Geschützen bleibt Scholten angesichts aktueller Gewaltexzesse mit Deutungsversuchen zurückhaltend: „Grausam und letztlich unverständlich bleiben die grausamen Taten der selbst ernannten Dschihadisten, die den Koran so verstehen, dass sie ‚Ungläubige‘ töten müssen, um den Koran im ‚Heiligen Krieg‘ (Dschihad) zu verteidigen.“

Der Freiburger Soziologe Hans Joas arbeitet heraus, dass die Grenzerfahrungen von Gewalt und Tod, von Erotik und Sexualität grundsätzlich allen religiösen Wegen innewohnen: „Insofern die Erfahrung des Heiligen auch gerade eine Überschreitung des Alltagslebens darstellt, werden durch sie auch die Normen momentan außer Kraft gesetzt, die im Alltag das friedliche Zusammenleben garantieren. Zustände der kollektiven Ekstase gehen deshalb oft fließend in sexuelle Entgrenzungen und Gewalttaten über.“

Der Psychoanalytiker Carl Gustav Jung (der seinerseits beim Versuch einer psychologischen Deutung des Nationalsozialismus nach eigenen Worten „ausgeglitten“ ist), formuliert bereits 1918: „Das Christentum zerteilte den germanischen Barbaren in seine untere und obere Hälfte, und so gelang es ihm – nämlich durch Verdrängung der dunklen Seite – die helle Seite zu domestizieren und für die Kultur geschickt zu machen. Die untere Hälfte aber harrt der Erlösung und einer zweiten Domestikation. ... Je mehr die unbedingte Autorität der christlichen Weltanschauung sich verliert, desto vernehmlicher wird sich die ‚blonde Bestie‘ in ihrem unterirdischen Gefängnis umdrehen und uns mit einem Ausbruch mit verheerenden Folgen bedrohen.“

Wachstums-Erotik

Scholten's Beitrag trägt die Überschrift „Mit Gott – für Kirche und Vaterland“. Hieraus leitet sich auch für die alt-katholische Kirche die Herausforderung ab, jene

„dunklen Seiten“ im Selbstverständnis zu erkennen. Wie sehr unsere Kirche durch die Erotik des Anschwellens verführbar ist, stellt Bischof Matthias Ring in seiner Doktorarbeit über die Geschichte des deutschen Alt-Katholizismus im Dritten Reich heraus. Schon in der anfänglichen Abgrenzung gegen die Papstkirche tauchen kriegerische Idole auf. Angela Berlis berichtet etwa von der alt-katholischen Studentenverbindung *Cheruskia*: „Hinzu kam bei ihr ein anti-ultramontaner Zug, der sich schon im Namen kundtat. Er nahm Bezug auf die Kämpfe des germanischen Volksstammes der Cherusker mit den Römern und machte die Aufgabe des alt-katholischen Studentenvereins deutlich als die des geistigen Kampfes gegen den römischen Aberglauben.“

Eine narzisstische Gefahr besteht vor allem dann, wenn Minderwertigkeits- und Kleinheitsängste ausgelebt werden. Was Bischof Matthias Ring über den deutschen Alt-Katholizismus der 1930er Jahre schreibt, scheint zuweilen noch immer aktuell: „Er war eine kleine, schrumpfende Minderheit, hin- und hergerissen zwischen Mutlosigkeit und Selbstüberschätzung. Er träumte davon, groß und wieder zu einer Bewegung zu werden und den römischen Katholizismus zu überwinden. In der Verbindung von Antiumultramontanismus, unpolitischem Katholizismus und Nationalkircheneklesiologie und getrieben von ekklesialem Egoismus ergab sich im Dritten Reich eine brisante Mischung.“ Nur das ehrliche Ringen darum, eigene uneingestandene libidinöse Sehnsüchte beziehungsweise Aggressionen zu erkennen, bietet die Chance, wahrhaftig an den Ursachen zu arbeiten. Es kann eine Brücke zum Verstehen von Gewaltphänomenen auch in anderen Religionen sein. Scholten beschreibt eine angemessene innere Haltung beim Versuch des Verstehens: „Dieser Blick zurück macht mich demütig.“



Brennender Dornbusch
Feuer und Flamme
in der Wüste
mitten
in der öden Wüste
ein seltsames Feuer
ein Dornbusch
der brennt
und doch nicht verbrennt

Gott brennt
Gott selbst hat Feuer gefangen
ist Feuer und Flamme
für die Menschen
für uns
für dich
für mich
Gott ist entbrannt
vor Liebe
zu uns Menschen

Liebe die nicht verbrennt
die nicht erlischt
Liebe
die nicht endet
Liebe
nicht eiskalt
nicht lau
sondern Feuer

Feuer hinterlässt
Spuren
Brandspuren
unverkennbar
in uns

Feuer bringt Licht
in die Nacht
des Menschen
Licht
das leuchten kann weiterhin
Feuer wärmt
inmitten der Kälte

und springt über geht weiter
lebt weiter
entzündet neue Feuer
der Liebe
des Lichts
in uns der brennende Dornbusch
unzerstörbar
lässt uns Feuer
und Flamme sein

erlöschende Feuer
können wieder
neu entfacht werden
an ihm
„der gekommen ist
Feuer zu bringen
und will
dass es brennt“

VON CLAUDIA NOTHELLE
zitiert aus: Hrsg.: Rüdiger Hanberger,
„Jugend-Gottesdienst“,
Verlag Parzeller/ Butzon u. Bercker, 1989

Pfingsten

Bischofswahl in Österreich

FÜR DIE NACHFOLGE VON DR. JOHN OKORO IM Amt des Bischofs der österreichischen Alt-Katholischen Kirche kandidieren Pfarrer Martin Eisenbraun, Pfarrer Robert Freihs, Vikar Dr. Albert Haunschmidt und Pfarrer Dr. Heinz Lederleitner.

Kinderseite

ES GIBT EINE GUTE NACHRICHT: AB JUNI WIRD Traudl Baumeister aus der Gemeinde Würzburg die Idee des früheren „Kinderpfarrers“ Klemens Büchler aufgreifen und für jede Ausgabe von *Christen heute* eine Kinderseite gestalten.



Landessynode Baden-Württemberg

ES MUSS FREUDE MACHEN, IN BADEN-WÜRTTEMBERG dem Landessynodalrat anzugehören – wie sonst könnte man sich erklären, dass alle Mitglieder wieder kandidiert haben? Sie wurden am 21. März in Offenburg auch alle wieder gewählt, auch Bernd Panizzi wurde als Vorsitzender bestätigt. Bischof Matthias Ring sagte dem LSR voraus, dass seine Bedeutung zunehmen wird, weil er der erste Ansprechpartner bei regionalen Angelegenheiten ist. Zuvor hörten die Synodalen ein Grußwort von Oberbürgermeisterin Edith Schreiner und einen inspirierenden Grundsatzvortrag von Prof. Günter Eßer zum Thema „...und der Zukunft zugewandt – Alt-Katholiken: Kirche und Bewegung, Kirche in Bewegung?!“ Er wird zu gegebener Zeit in *Christen heute* zu lesen sein.

Foto: Vorsitzender des LSR Bernd Panizzi, Bischof Matthias Ring, Oberbürgermeisterin Edith Schreiner

Aschaffenburg

Erste Gemeindeversammlung

AM 1. MÄRZ FAND DIE ERSTE GEMEINDEVERSAMMLUNG der neu errichteten Pfarrgemeinde Aschaffenburg in der evangelischen Paul-Gerhardt-Kirche in Haibach statt. Die offizielle Errichtung der Pfarrgemeinde Aschaffenburg erfolgte ebenfalls zum 1. März. In dieser Gemeindeversammlung, an der 43 Gemeindemitglieder teilnahmen, wurde der neue Kirchenvorstand gewählt. Gewählt wurden: Renate Fuchs und Klaus Laskowski für die sechsjährige Amtszeit sowie Clemens Wombacher und Britta Langenstein für die dreijährige Amtszeit.

Filme vom Kongress

EINEN EXZELLENTEN FILM ÜBER DIE GESCHICHTE der Utrechter Union mit vielen Stimmen aus der Ökumene bekamen die Teilnehmenden des Alt-Katholiken-Kongresses in Utrecht im September 2014 zu sehen. Die Interviews und Beiträge, aus denen der Film zusammengestellt wurde, sind nun in voller Länge zum kostenlosen Herunterladen auf der Kongress-Internetseite veröffentlicht worden: www.okongres2014.com/pagina/607/download_video_s. Außerdem ist dort, ebenfalls in HD-Qualität, eine Aufzeichnung des Festgottesdienstes in ganzer Länge sowie eine Dokumentation des Kongresses zu finden.

Rosenheim

Vortrag

UNTER DEM TITEL „WENDEPUNKTE ODER WAS eigentlich besagt das Christentum“ wird der Theologe und Tiefenpsychologe Eugen Drewermann in der alt-katholischen Allerheiligenkirche Inhalte seines neuesten Buches vorstellen. „Religion ist bitter nötig, doch so, wie sie nötig wäre, ist sie nicht“, so sieht es Drewermann und richtet seinen gewohnt kritischen Blick nicht nur auf die römische Kirche. In seinem Buch kritisiert er in aller Deutlichkeit die in der Kirchengeschichte wirkmächtige Überzeugung, dass objektiv festgelegt werden könne, wie wir Gott zu verstehen haben und was Erlösung durch Christus bedeutet. Auch wenn es um den Paderborner Ausnahmetheologen etwas ruhig geworden ist, so hoffen Pfarrer Dr. André Golob und Wolfgang Dettenkofer vom Rosenheimer Kreis der Drewermannfreunde dennoch auf eine große Resonanz. Der Vortrag findet am 9. Juni statt und beginnt um 19.30 Uhr.



Düsseldorf und Aachen

Neuer Seelsorger

ANFANG MÄRZ BEGRÜSSTEN DIE BEIDEN Gemeinden Aachen und Düsseldorf Timo Vocke, ihren neuen Seelsorger. Den Gottesdienst in Aachen leitete der derzeitige Pfarrverweser, Pfarrer Cornelius Schmidt aus Krefeld, dem Gottesdienst in Düsseldorf stand Dekan Ingo Reimer aus Essen vor. Timo Vocke wurde 1974 im badischen Bruchsal geboren. Nach einer Lehre zum Bankkaufmann studierte er Religionspädagogik in Freiburg. Nach ersten Berufserfahrungen als Jugendseelsorger absolvierte er sein Theologiestudium im Schweizerischen Luzern. Die Priesterweihe empfing er im Jahr 2010 in Rheinfelden (Schweiz). Zuletzt war Vocke als leitender Priester in einer römisch-katholischen Gemeinde in Basel tätig.

Nach der Synode ist vor der Synode

VON MATTHIAS RING

EINE HOFFNUNG HAT SICH nicht erfüllt: Als ich mich für einen zweijährigen Synodenturnus stark machte, hoffte ich, dass

wir nach dem Abbau eines gewissen „Antragsstaus“ weniger Anträge zu behandeln und mehr Zeit für inhaltliche Arbeit haben würden. Doch auch der letzten Synode lagen wieder rund 60 Anträge vor. Das Ergebnis ist bekannt: ein straffes Programm und wenig Zeit für intensive thematische Debatten. Müssen wir das wie ein Naturgesetz hinnehmen oder gibt es Möglichkeiten, unsere synodale Arbeit anders zu gestalten?

Ich glaube, dass es Alternativen gibt und will deshalb an dieser Stelle den Versuch einer kleinen Analyse vorlegen. Damit verbinde ich die Vorstellung eines Projekts, das in der Synodalvertretung geboren wurde und zeitgleich mit dieser Ausgabe der Kirchenzeitung an den Start geht.

Ein Grundproblem besteht im – wie ich es nennen möchte – mangelnden „Reifegrad“ der Synodenanträge. Wer Texte produziert, weiß, dass es gut ist, wenn am Ende Zeit bleibt, das



Passau

Wiedereinzug in die Kirche

ENDLICH IST ES SOWEIT. NACH FAST ZWEI Jahren, in denen man in ökumenischer Verbundenheit als Gast in der Neupostolischen Kirche in Passau Gottesdienste feiern durfte, kann die Gemeinde nach dem verheerenden Hochwasser 2013 wieder in die eigene Auferstehungskirche zurück. Am Samstag, den 23. Mai, wird Bischof Matthias Ring den neuen Altar der Kirche am Inn weihen. Die Passauer Gemeinde möchte sich nochmals für die zahlreichen Spenden aus dem ganzen Bistum bedanken und alle Spenderinnen und Spender, die an diesem Samstag den Weg nach Passau auf sich nehmen wollen und können, herzlich zu dieser Feier einladen. An alle Gemeinden des Bistums wurden Einladungen verschickt mit der Bitte um Rückmeldung.

Gottesdienst im Juni 2014. Pfr. Daniel Saam (li.) und Pfr. Hans Vogt

„Wie können wir unsere Synoden besser vorbereiten?“, fragt Bischof Dr. Matthias Ring und stellt ein Projekt der Synodalvertretung vor



kleine oder große Werk noch einmal liegen zu lassen, und sei es nur für eine Nacht. Meist finden sich am nächsten Tag Fehler, die bisher nicht ins Auge sprangen. Noch besser ist es, wenn zusätzlich andere einen Blick darauf werfen. Ich staune immer wieder, welche Ungereimtheiten in manchen meiner Elaborate von Korrektoren gefunden werden, während ich meinte, einen gewissen Perfektionsgrad bereits erreicht zu haben.

Bei Synodenanträgen ist das nicht anders, wobei nicht nur deren Formulierungen unausgereift sein können, sondern auch der Inhalt. Deshalb machen wir ja bei jeder Synode die Erfahrung, dass manchmal die Antragssteller selbst einen Änderungsantrag einbringen, weil ihnen mittlerweile aufgefallen ist, was am eigenen Antrag falsch oder unzureichend ist. Sie können aber keinen neuen, verbesserten Antrag einreichen, da die Antragsfrist längst abgelaufen ist. Anderen, die nach der Veröffentlichung der Anträge einen offensichtlichen Fehler entdeckt haben, bleibt auch nur der Weg über einen Änderungsantrag.

Ich habe zudem den Eindruck, dass in vielen Gemeinden erst im Synodenjahr, also vor der ersten Gemeindeversammlung, die spätestens im März stattfinden muss, über etwaige Anträge nachgedacht wird. Die entsprechenden Anliegen werden dann der Gemeindeversammlung vorgestellt und gleich abgestimmt, denn im Mai endet in der Regel die Antragsfrist. Der innergemeindliche Klärungsprozess ist also relativ kurz.

Aus all dem ergibt sich für mich – und auch für die Synodalvertretung – die Schlussfolgerung, dass die Anliegen, die zu Anträgen führen, frühzeitig übergemeindlich bekannt gemacht und diskutiert werden sollten, also lange bevor die Gemeindeversammlung einen Antrag verabschiedet. Auf diese Weise würde der Kreis derer, denen Ungereimtheiten oder Ungenauigkeiten auffallen könnten, erheblich ausgeweitet. Die antragsstellende Gemeinde könnten dann die verschiedenen Anregungen berücksichtigen.

Internetforum

Um diesen vorsynodalen breiten Diskussionsprozess zu ermöglichen, hat die Synodalvertretung beschlossen, ein Synodenforum im Internet zu installieren, zu dem die stimmberechtigten Geistlichen, die Synodalen und die Mitglieder der Rechts- und Finanzkommission Zugang erhalten. Dabei mögen sich die Synodalen als Sprecherinnen und Sprecher ihrer Gemeinden verstehen, das heißt, es geht nicht darum, nur die eigene Meinung in die Diskussion einbringen, sondern auch jene Standpunkte, die vielleicht dem eigenen sogar widersprechen. Auf diese Weise könnte es gelingen, „gereifte“ Anträge in die beschließende Gemeindeversammlung und letztlich in die Synode einzubringen.

Ein solches Synodenforum könnte noch einen weiteren wertvollen Dienst leisten. Es könnte sich nämlich zeigen, dass ein bestimmtes Anliegen keine Mehrheit im Bistum findet. Es gibt ja immer wieder das Phänomen, das auch bei der letzten Synode zu beobachten war: Ein Antrag wird eingebracht, der – wie sich aber erst später herausstellt – nicht mehrheitsfähig ist. Da das aber noch nicht erkennbar ist und die „Gefahr“ besteht, der Antrag könnte durchkommen, möchte man sicherstellen, dass er dies zumindest in einer verbesserten Fassung tut. Folglich werden mehrere Änderungsanträge eingebracht, mit großer Mehrheit angenommen – und mit ebenso großer Mehrheit fällt der Antrag in der Endabstimmung durch. Eigentlich vertane Zeit.

Dieses neue Forum kann seinen Zweck natürlich nur erfüllen, wenn wir davon wegkommen, erst im Synodenjahr über etwaige Anträge nachzusinnen, sondern wenn wir jetzt damit anfangen. Nach der Synode ist eben vor der Synode!

Auf den Aufbau des Forums und die Zugangsberechtigung will ich an dieser Stelle nicht weiter eingehen. Die Pfarrämter werden hierzu eigens angeschrieben werden.

Anregungen

Freilich, das Synodenforum wird alleine keine Wunder bewirken. Ich möchte deshalb aus meiner

persönlichen Synodenreflexion noch einige Anregungen geben. Zunächst eine, die sich an mich und die Synodalvertretung richtet.

Ich denke, wir müssen die vorhandenen Steuerungsmechanismen bewusster einsetzen. Nach der letzten Synode sagte mir jemand, die in seinen Augen gewichtigen Anträge seien am Ende gekommen, als nur noch wenig Zeit zum Diskutieren war: „Man könnte fast den Eindruck haben, das sei Absicht gewesen.“ Auf meine Entgegnung, er hätte ohne Aufwand einen Antrag zur Änderung der Tagesordnung stellen und die entsprechenden Anträge an anderer Stelle platzieren können, erntete ich Schweigen. Ich nehme an, dem Synodalen war auch erst bei der Synode aufgefallen, dass die Tagesordnung so war, wie sie war. Oder hat sich jemand von Ihnen vorher Gedanken darüber gemacht, wann welcher Antrag voraussichtlich aufgerufen wird?

Bislang haben wir, die Synodalvertretung, die Anträge in Gruppen eingeteilt und durchnummeriert. Die Tagesordnung war im Grunde ein Stoffverteilungsplan, der – von wenigen Ausnahmen abgesehen – der Nummerierung folgte. Eine Lehre, die ich aus der letzten Synode ziehe, besteht darin, vorher stärker zu bedenken, wann welche Anträge verhandelt werden sollten und welche Synodenzeiten für inhaltliche Debatten geeigneter sind. Mittlerweile neige ich zum Beispiel der Meinung zu, der erste Abend gehöre zu den Zeiträumen, die für inhaltliche Debatten in Frage kommen, während bislang die Meinung vorherrschte, die Synodalen sollten erstmal ankommen und nicht gleich mit schwerer Kost konfrontiert werden.

Eine Bitte habe ich an die Gemeinden. Könnte es sein, dass es bei manchen Synodenanträgen folgendermaßen abläuft: Ein Gemeindeglied hat ein Anliegen, das er oder sie in einen Synodenantrag kleidet. Die Schwestern und Brüder wollen ihn beziehungsweise sie nicht frustrieren und winken den Antrag in der Gemeindeversammlung durch, obwohl innerlich die Mehrheit nicht dahinter steht. Da der Antragsvorschlag oft erst in der Gemeindeversammlung bekannt wird und die

Antragsfrist vor der Tür steht, gibt es kaum die Möglichkeit, im Vorfeld einen Abklärungsprozess durchzuführen. Auf diese Weise erspart man sich zwar eine kontroverse Diskussion in der Gemeinde und überlässt es der Synode, denjenigen, der die Idee hatte, zu frustrieren, sollte der Antrag durchfallen. Doch unsere Synoden sind jedes Mal durch einige Anträgen dieser Art belastet. Wir müssen deshalb den Mut haben, um der Sache

willen auch auf Gemeindeebene kontrovers zu diskutieren.

Einen wichtigen Hinweis aus der letzten Rechtskommission möchte ich noch weitergeben. Es wäre sinnvoller, in Anträgen Intentionen zu formulieren, anstatt konkreter Rechtstexte, die aufs Komma genau sein müssen. Ein Beispiel aus der letzten Synode. Anstatt aufzulisten, wo künftig statt „Geistliche mit Zivilberuf“ „Geistliche im Ehrenamt“ stehen muss, hätte

man auch beantragen können: „Die Geistlichen mit Zivilberuf heißen künftig Geistliche im Ehrenamt.“

Und noch eine letzte Bitten: Nicht jede – vermeintliche – Rechts-lücke muss geschlossen werden.

So sehe ich mit Spannung unserer vorsynodalen Debatte entgegen und hoffe, dass wir uns im Oktober 2016 mit Anträgen befassen, von denen mein Fleischereifachverkäufer sagen würde: gut abgegangen!

Bischofskonferenz besucht die Episcopal Church in den USA

VON DIRK JAN SCHOON

VOM 7. BIS 15. MÄRZ BESUCHTEN MITGLIEDER der Internationalen Alt-Katholischen Bischofskonferenz (IBK) die Episkopalkirche (*The Episcopal Church* – TEC), die anglikanische Kirche in den USA. Mike Klusmeyer, Bischof von West-Virginia, hatte die alt-katholischen Bischöfe dazu eingeladen. Er ist seit vielen Jahren Repräsentant der TEC bei der IBK und wurde in dieser Zeit zu einem guten Freund. Die Delegation bestand aus Erzbischof Joris Vercammen und den Bischöfen John Okoro, Harald Rein, Dušan Hejbal und Dirk Jan Schoon, denen im Kanuga Conference Center in Hendersonville/North Carolina ein sehr herzlicher Empfang bereitet wurde. Der Besuch bestand aus zwei Teilen: einem theologischen Austausch über das Thema „Die Kirche in einer säkularisierten Gesellschaft“ und der Teilnahme am Treffen aller Bischöfe (*House of Bishops*) der TEC.

Theologischer Austausch

Von Seiten der TEC nahmen vier Theologen am Gedankenaustausch teil. Am Montag, 9. März, behandelte Dr. Cynthia Kittredge, Dekanin des Seminars der *Episcopal Church* in Austin, Texas, biblisch-theologische Aspekte von Macht und Herrschaft. Sie brachte verschiedene Perioden der Geschichte Israels und der Frühen Kirche zur Sprache und machte deutlich, dass sich Bibeltexte auf verschiedene Arten auswirkten, je nach der gesellschaftlichen Position der Gruppe, für die sie geschrieben wurden.

Am nächsten Tag waren Dr. Roger Ferlo, Rektor des Seminars in Chicago und Dr. Ian Markham, Dekan des *Virginia Theological Seminary* in Washington, DC an der Reihe. Sie reagierten auf einen Vortrag von Bischof Harald Rein über die Säkularisierung insbesondere in der Schweiz. Dr. Ferlo schloss daran an mit der Erörterung dreier Geschehnisse, die seiner Meinung nach mit Säkularisation zu tun haben: das Urteil des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte, welches das Aufhängen eines Kreuzes in italienischen Schulzimmern erlaubt, weil es als säkulares



V.l.n.r.: Die Bischöfe John Okoro, Harald Rein, Katharine Jefferts Schori, Joris Vercammen, Mike Klusmeyer, Dirk Jan Schoon, Dušan Hejbal

Symbol allgemeiner menschlicher Werte betrachtet wurde; die Annahme der Initiative in der Schweiz, die den Bau von Minaretten verbot und die Reaktionen auf den Anschlag auf die Redaktion von *Charlie Hebdo*.

Am Schluss behandelte Dr. Tom Ferguson, der ehemalige Verantwortliche der TEC für die Ökumene und gegenwärtige Dekan des Seminars in Chicago, die Beziehungen, die seine Kirche mit den alt-katholischen Kirchen der Utrechter Union unterhält. Er erläuterte, dass die Motivation für die engen Kontakte viel mit der gesellschaftlichen Position der alt-katholischen Kirchen zu tun habe, die wie die TEC in den USA Minderheitskirchen in einer stark säkularisierten Welt seien. Die darauf folgenden Lesungen und Diskussionen bestätigten die vergleichbare Situation unserer Kirchen und zeigten gleichzeitig, dass sie gleiche Methoden suchen, um ihre Identität in der sich verändernden Umwelt festzuhalten und anzupassen.

House of Bishops

Die *Episcopal Church* hat zwei Kammern von Delegierten: das der Bischöfe und das der anderen Geistlichen und der Laien. Die Bischöfe kommen zweimal jährlich zusammen. Diese Meetings haben einen doppelten Charakter. Einerseits stärken sie die gemeinsame Spiritualität durch Feiern und Raum für Besinnung und persönliches

Dr. Dirk Jan Schoon ist Bischof von Haarlem in den Niederlanden



Gebet. Andererseits wird dabei über die Leitung der Kirche gesprochen. Der erste Aspekt kam während dieser Zusammenkunft etwas zu kurz, weil wichtige Themen besprochen werden mussten. So wurde ein ganzer Tag reserviert für die Beschäftigung mit den Folgen der Sklaverei und dem daraus entstandenen – und angesichts der neuesten Geschehnisse in Ferguson/Missouri noch immer bestehenden – Rassismus. In der Vergangenheit war die TEC vor allem eine ‚weiße‘ Kirche mit ziemlich vielen Mitgliedern, die durch die Arbeit schwarzer Sklaven reich geworden sind. Ein anderes Thema war die Segnung von gleichgeschlechtlichen Beziehungen und deren Verhältnis zum Sakrament der Ehe. In einigen Bistümern sind die Meinungen darüber so unterschiedlich, dass man Angst vor einer Kirchenspaltung hat. Außerdem wurde über die Nachfolge der Leitenden Bischöfin Katharine Jefferts Schori im Amt als *Presiding Bishop*, gesprochen, da sie diese Funktion im kommenden Herbst nach neun Jahren niederlegen wird.

Da einige Bischöfe der TEC zwar schon einmal von den Alt-Katholiken gehört haben, aber trotzdem nicht wussten, was Alt-Katholizismus genau ist, wurden wir

gebeten, die Utrechter Union vor dem *House of Bishops* zu vorzustellen. Erzbischof Vercammen schilderte den Charakter der Utrechter Union und Bischof Rein erklärte die ökumenischen Beziehungen der alt-katholischen Kirchen. Dabei spielten zwei wichtige Themen eine Rolle, die die alt-katholischen Bischöfe mit ihren Kollegen der TEC auch außerhalb der Sitzungen besprachen. Zum Ersten ging es um die amerikanischen „alt-katholischen Gruppierungen“, die sich bei der TEC melden und behaupten, dass sie zur Utrechter Union gehören, obwohl die europäischen Alt-Katholiken in Amerika mit keinen anderen Kirchen als mit der TEC in voller Kirchengemeinschaft stehen. Zum Zweiten ging es um die Situation in Europa mit den verschiedenen Jurisdiktionen von Alt-Katholiken und Anglikanern, für die schon seit langem nach einer Lösung gesucht wird.

Die alt-katholischen Bischöfe hoffen, dass sie mit ihrem Besuch nicht nur die Beziehungen stärken konnten, die die beiden Kirchen als Schwesterkirchen mit einander verbinden, sondern dass daraus auch mehr Deutlichkeit über den zukünftigen, gemeinsamen Kurs unserer Kirchen in Europa und in den USA geschaffen werden konnte. ■

Bischofsfamilie lebte in Mannheim, Karlsruhe und in Bonn. Das Ehepaar hat vier Kinder und fünf Enkelkinder.

Die Liturgie als im Alltag gelebte und als reflektierte Praxis im Mittelpunkt allen kirchlichen Lebens war beiden Eheleuten ein zentrales Anliegen. Geprägt waren beide durch die Liturgische Bewegung, wie sie durch das Münchener Oratorium und auf der Burg Rothenfels gepflegt und entwickelt wurde. Erentrud Kraft wirkte seit 1990 (als erstes weibliches Mitglied) als Germanistin und Theologin in der Liturgischen Kommission mit, außerdem verantwortete sie über Jahre den Liturgischen Kalender des Bistums. Einer breiten Öffentlichkeit bekannt ist sie durch ihre kenntnisreichen, meist biographischen Beiträge über historische Gestalten aus der Geschichte des Christentums in der alt-katholischen Kirchenzeitung *Christen heute*, der sie auch bis 2003 als Redaktionsmitglied angehörte. Ihre biblisch orientierte Spiritualität wird auch sichtbar in ihren ökumenischen Bibelauslegungen in der Reihe „Mit der Bibel durch das Jahr“. Von 1990 bis 2001 führte sie die Wilibrordbuchhandlung, Nach der Emeritierung von Bischof Sigisbert zog das Ehepaar nach Waghäusel-Kirrlach; seit 2007 lebte Erentrud Kraft wieder in Karlsruhe. In den letzten Jahren wurde es mit Fortschreiten ihrer Demenzerkrankung ruhiger um sie.

Die alt-katholische Kirche verliert in Erentrud Kraft eine profilierte und engagierte Theologin, die das Leben im Pfarr- und im Bischofshaus maßgeblich mitgetragen und -geprägt hat. Darüber hinaus galt ihre Liebe und Fürsorge neben ihrem Ehemann und ihren vier Kindern auch allen, die Rat und Unterstützung suchten. Nach einer Kinderpause trat sie 1970 wieder in den Schuldienst ein und unterrichtete als Oberstudienrätin mit großer Leidenschaft die Fächer Deutsch und Geschichte. Ihr Engagement für Kirche und Gesellschaft, für Liturgie und Diakonie (unter anderem in der Betreuung von Asylbewerbern in Karlsruhe) ist unvergessen. ■



Dr. Angela Berlis ist Professorin für Geschichte des Altkatholizismus und Allgemeine Kirchengeschichte am Departement für Christ-katholische Theologie der Universität Bern



Nachruf

Erentrud Kraft (1934-2015)

VON ANGELA BERLIS

AM NACHMITTAG DES 15. MÄRZ 2015 IST ERENT-
rud Kraft im Alter von 81 Jahren nach langer
Krankheit im Kreise ihrer Familie verstorben.

Erentrud Sprengel wurde am 11. Februar 1934 in Neustadt an der Weinstraße geboren und wuchs ab 1937 in Neuburg an der Donau auf. Früh verlor sie ihre Eltern, die Mutter starb, als sie drei Jahre alt war, der Vater ist 1944 im Krieg verschollen. Nach dem Abitur (1953) nahm Erentrud Sprengel das Studium der Katholischen Theologie, der Germanistik und der Geschichte an der Universität München auf, das sie 1958 mit dem Staatsexamen abschloss. Sie ging in den Schuldienst in Bayern, später in Baden-Württemberg (Mannheim, Karlsruhe) und Nordrhein-Westfalen (Köln-Porz). 1961 heiratete sie Sigisbert Kraft und schloss sich zusammen mit ihm dem Katholischen Bistum der Alt-Katholiken in Deutschland an. Die Pfarr- und später

Willkommen beim Kirchentag in Stuttgart!

VON JOACHIM PFÜTZNER

DIE STUTTGARTER ALT-KATHOLIKEN FREUEN sich auf Gäste aus anderen Gemeinden des Bistums beim 35. Deutschen Evangelischen Kirchentag, der vom 3. bis 7. Juni in der baden-württembergischen Landeshauptstadt stattfindet. Eine erste Anlaufstelle bietet der Stand beim Abend der Begegnung am Mittwoch, 3. Juni, auf der Theodor-Heuss-Straße. Aber auch das schmucke Gemeindezentrum mit der neugotischen Kirche St. Katharina und dem einladenden Ökumenesaal am Rande des malerischen Bohnenviertels soll den Gästen aus Nah und Fern Beheimatung bieten. Dort lockt nicht nur ein abwechslungsreiches Programm, das die seit bald einem Jahr aktive Arbeitsgruppe Kirchentag entworfen hat, sondern es gibt auch Bilder der Kölner Alt-Katholikin Marion Wenge zu sehen und zwischen den Programmpunkten einen Kaffee oder ein Viertele schwäbischen Rotweins zu trinken.

Alt-Katholische Akzente

Neben den Arbeiten am gemeindeeigenen Programm waren die AG-Mitglieder bemüht, Alt-Katholisches auf dem Kirchentag zu platzieren. Dabei haben sie kräftige Unterstützung durch den Koordinator für die Öffentlichkeitsarbeit unseres Bistums, Vikar Walter Jungbauer aus Hamburg, erfahren. Er war einmal sogar bei einem Treffen der Arbeitsgruppe dabei. Damals wurde die Idee geboren, auf dem Markt der Möglichkeiten, auf dem auch wieder der Info-Stand des Bistums stehen wird, eine Veranstaltung mit dem leitenden Bischof der Philippinischen Unabhängigen Kirche, Ephraim S. Fajutagana, durchzuführen – Thema: Straffreie Menschenrechtsverletzungen auf den Philippinen. Mit dabei sein wird hier auch der Philippinenbeauftragte der Internationalen Alt-Katholischen Bischofskonferenz, Prof. Dr. Franz Segbers aus der Gemeinde Frankfurt.

Beim Zentralen Ökumenischen Gottesdienst wird die Kölner Vikarin Alexandra Pook eine der vier Liturginnen und Liturgen sein; die Predigt werden der Rottenburger Bischof Dr. Gebhard Fürst und der Bischof der Badischen Landeskirche, Dr. Jochen-Cornelius Bundschuh, gemeinsam halten. Unser eigener Bischof Dr. Matthias Ring wird die Eucharistiefeier nach der Lima-Liturgie leiten, an der auch der Bischof der Episcopal Church in Europa, Pierre Whalon, Paris, und der württembergische Regionalbischof, der Stuttgarter Prälat Ulrich Mack, teilnehmen werden.

Vielfältige Gestaltung von Tagzeitengebeten

Hauptangebot in der Kirche St. Katharina werden Tagzeitengebete sein. Die einzelnen Gottesdienste werden

vielfältig gestaltet sein, darunter zum Tagesbeginn und zum Tagesabschluss auch Übungen für Leib und Seele, ähnlich denen, die im geistlichen Zentrum „Friedenskirche“ in Deggendorf angeboten werden: „Achtsam in den Tag“ und „Achtsam in die Nacht“. Das Mittagsgebet, jeweils um 13.00 Uhr, wird von der Initiative Ökumenisches Stundengebet Burg Rothenfels gestaltet, die Lichtvesper am Freitag von der alt-katholischen Gemeinde Stuttgart und der Evensong am Samstag von der Anglikanischen Gemeinde Stuttgart; beide Gottesdienste beginnen um 18.30 Uhr.

Am Donnerstagabend laden alt-katholische Gemeinde und evangelische Leonhardsgemeinde Stuttgart gemeinsam zur Eucharistiefeier in die Kirche St. Katharina ein; seit vielen Jahren begehen sie „Fronleichnam“, den Danktag für die Eucharistie, in ökumenisch-freundschaftlicher Verbundenheit. In diesem Jahr möchten sie die Gäste des Kirchentags daran teilhaben lassen.

Mit der musikalischen Gestaltung durch die elfköpfige Gruppe „Aufwind“ verspricht die Eucharistiefeier zum Abschluss des Kirchentags am Sonntag um 10.00 Uhr ein Highlight zu werden; Bischof Matthias wird ihr vorstehen. Anschließend wird mit einer „Finissage“ die Bilderausstellung von Marion Wenge beendet.

Erzählcafés und Konzerte

Mit zwei Erzählcafés, das eine am Donnerstag-, das andere am Freitagnachmittag, jeweils von 15.00 bis 16.30 Uhr, wollen die Stuttgarter Alt-Katholiken über ihre diakonische Arbeit und den Alltag in einer alt-katholischen Gemeinde informieren. Das Angebot am Donnerstag richtet sich auch an die alt-katholischen Gäste auf dem Kirchentag, denn es gibt Einblick in die drei Projekte, die die Gemeinde im Bereich männliche Prostitution und Prävention von sexualisierter Gewalt betreiben – die Projekte, vor allem das Café Strich-Punkt, erfahren ja großzügige Unterstützung durch die Alt-Katholische Diakonie Deutschland und einige Gemeinden.

Die Themen beim Erzählcafé am Freitag lauten:

- Der lange Weg: Alltag Diaspora – Christsein in der alt-katholischen Kirche;
- Holprige Wege, beharrliche Schritte: Frauen in der alt-katholischen Kirche;
- Stört die Liebe nicht! Als Lesbe und Schwuler in der alt-katholischen Kirche.

Zwei Highlights auf musikalischem Gebiet runden die Veranstaltungen in der Kirche St. Katharina ab. Am Freitag um 17.00 Uhr bringt das Ensemble Cosmedin Psalmvertonungen des 8. bis 11. Jahrhunderts zu Gehör, und am Samstag um 20.00 Uhr gestaltet Professor Ludger Lohmann ein Konzert mit Orgelmusik aus drei Jahrhunderten. Ludger Lohmann betreibt an der Musikhochschule Stuttgart eine Meisterklasse für Orgelvirtuosen aus allen Teilen der Welt und ist selbst als Konzertorganist in allen Teilen der Welt unterwegs. ■



Joachim Pfützner ist Pfarrer der Gemeinde Stuttgart



8. Mai

Vom der Tag der Niederlage zum Tag der Befreiung

VON BERNHARD SCHOLTEN

IM OFFIZIERSKASINO DER PIONIERSCHULE IN Karlshorst, einem der östlichsten Berliner Vororte, unterzeichnete die deutsche Armee unter Führung von Generalfeldmarschall Keitel die Kapitulationsurkunde. Die Rote Armee der UdSSR hatte Berlin eingenommen und die Rote Fahne mit Sichel und Hammer auf dem Reichstagsgebäude. Mit der Unterzeichnung der Urkunde endete der 2. Weltkrieg, den Deutschland am 1. September 1939 mit dem Überfall auf Polen begonnen hatte, am 8. Mai 1945 um 23.01 Uhr.

Deutschland lag in Trümmern. Seit dem Jahresbeginn 1943 flogen US-amerikanische und britische Bomber Angriffe auf deutsche Städte mit dem Ziel, die Infrastruktur und damit den Nachschub für die deutsche Armee zu zerstören; gleichzeitig wollten die Alliierten mit dem Luftkrieg auch die „Moral der Deutschen“ treffen. Sie wollten den Widerstand gegen das Hitler-Regime provozieren; doch dessen Macht und Stärke blieb nach dem Scheitern des Widerstandes um den 20. Juli 1944 erhalten. Bis in die letzten Tage des Krieges wurden Soldaten, die aus den Kampfgebieten flohen, von Standgerichten abgeurteilt und standrechtlich erschossen oder gehängt. Der spätere Ministerpräsident von Baden-Württemberg, Hans Filbinger, ließ noch am 15. März 1945 einen Fahnenflüchtigen erschießen. Für ihn wie für viele andere Menschen, die an den Nationalsozialismus „glaubten“, war der 8. Mai 1945 kein „Tag der Befreiung“; er war auch keine „Stunde Null“, nach der es neu weiter ging, sondern Hans Filbinger verurteilte noch am 1. Juni 1945 Kurt Petzold, einen deutschen Soldaten,

der sich nach der Kapitulation das Hakenkreuz von der Uniform gerissen hatte, mit der Begründung, Petzold habe „zersetzend und aufwiegelnd für die Manneszucht gewirkt“, zu sechs Monaten Gefängnis.

Auch im Alltag wirkte der 8. Mai 1945 für viele Deutsche nicht als befreiend; die Alliierten schrieben ihnen vor, was sie tun durften. Viele Menschen, vor allem die, die in den Ostgebieten Deutschlands oder in Ländern wie Rumänien, Tschechoslowakei, Polen, der UdSSR oder anderen osteuropäischen Staaten lebten, wurden vertrieben und mussten als ungeliebte Flüchtlinge in zerstörten Dörfern und Städten leben. Dem Krieg folgte ein strenger Winter, viele Menschen litten Hunger und starben. Zu viele Menschen sahen in diesen Jahren den 8. Mai als einen Tag der Niederlage und der Schande.

Durch die Nürnberger Prozesse wurden die Verbrechen des Nazi-Regimes bekannt; die mörderischen Folgen des Rassenwahns der Nationalsozialisten wurden offenkundig – und damit auch die Vernichtung des europäischen Judentums. Mehr als sechs Millionen Menschen hatten die Nazis in den Gaskammern der großen Vernichtungslager umgebracht. Obwohl der Holocaust nicht mehr zu leugnen war, wurde der Verwaltungsjurist Hans Globke, Mitverfasser und Kommentator der Nürnberger-Rassengesetze, für zehn Jahre unter Konrad Adenauer Chef des Bundeskanzleramtes. Sein zweiter Nachfolger Kurt-Georg Kiesinger war von 1933 bis 1945 Mitglied der NSDAP und von 1940 bis 1945 Propaganda-Chef der Rundfunkpolitischen Abteilung im Auswärtigen Amt.

Neubewertung

Gegen diese Kontinuität des Nationalsozialismus protestierte und demonstrierte die Studentenbewegung der 1960er Jahre. Sie forderten ihre „Väter“ auf, sich zu erklären und ihre Schuld zu bekennen. Mit Beginn der sozialliberalen Koalition im Oktober 1969 leitete eine deutsche Bundesregierung die systematische Aufarbeitung des vom Nationalsozialismus geschaffenen Unrechts und – mit ihrer damals sehr umstrittenen und heftig bekämpften

Ostpolitik – die Versöhnung mit den osteuropäischen Staaten ein. Die Ostpolitik ergänzte die während der Adenauerzeit (1949–1963) begonnene Aussöhnung mit den westeuropäischen Nachbarn. Die Gründung der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) 1957 war ein wichtiger Schritt hin zu einem offenen Europa und letztlich auch zur Wiedervereinigung 32 Jahre später; denn in einem offenen Europa konnte Deutschland andere Länder nicht mehr beherrschen, war die Meinung der europäischen Nachbarn.

Trotz dieser Aufarbeitung erinnerte Bundespräsident Karl Carstens, von 1933–1945 Mitglied der SA und von 1940–1945 Mitglied der NSDAP, am 1. September 1979 in seiner Rede zum 40. Jahrestag des Beginns des 2. Weltkriegs an den „Meinungszwiespalt (...), der sich durch unser Volk zieht.“ Er warb um Verständnis für die deutschen Soldaten, die „glaubten, für ihre Heimat zu kämpfen“. Dass das faschistische Deutschland diesen Krieg begonnen hatte, kam in Carstens Rede nicht vor.

Erst vierzig Jahre nach dem Ende des 2. Weltkriegs – am 8. Mai 1985 – konnte Bundespräsident Richard von Weizsäcker erklären: „Und dennoch wurde von Tag zu

Tag klarer, was es heute für uns alle gemeinsam zu sagen gilt: Der 8. Mai war ein Tag der Befreiung. Er hat uns alle befreit von dem menschenverachtenden System der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft.“ In seiner Rede verwies Weizsäcker auf die biblische Zahl „40“ – vierzig Jahre musste das auserwählte Volk durch die Wüste wandern, bevor es das gelobte Land erreichte.

Am 8. Mai dieses Jahres – siebenzig Jahre nach Ende des 2. Weltkriegs – wird erstmals mit Heinrich August Winkler ein ausgewiesener Historiker im Deutschen Bundestag zum Jahrestag sprechen. 70 Jahre nach der Kapitulation, die nach vierzig Jahren zu einem Akt der Befreiung wurde, leben kaum noch Menschen, die diesen Tag erlebt haben. Er wird historisch; doch es wird unsere Aufgabe sein, darauf zu achten, dass sich Geschichte nicht wiederholt. Damit der 8. Mai ein Tag der Befreiung bleibt, gilt es die mittlerweile erreichte europäische Offenheit zu stärken, Flüchtlinge und Vertriebene aufzunehmen und jeder Form von Diskriminierung, Antisemitismus und Fremdenfeindlichkeit von Anfang an zu widersprechen, damit unsere Demokratie Hort der Menschenrechte bleibt.



Nur der Chauffeur

Ein Beitrag zum Pfingstfest
VON GERHARD RUISCH

Am Sonntagabend hatten sich alle Jünger versammelt. Aus Angst vor den Juden ließen sie die Türen fest verschlossen. Plötzlich war Jesus bei ihnen. Er trat in ihre Mitte und grüßte sie: „Friede sei mit euch!“ Dann zeigte er ihnen die Wunden in seinen Händen und an seiner Seite. Als die Jünger ihren

Herrn sahen, freuten sie sich sehr. Und Jesus sagte noch einmal: „Friede sei mit euch! Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch!“ Dann hauchte er sie an und sprach: „Empfangt den Heiligen Geist! Wem ihr die Sünde erlasst, dem ist sie erlassen. Und wem ihr die Schuld nicht vergebt, der bleibt schuldig.“

Johannes 20,19-23

EINE GESCHICHTE ERZÄHLT: Ein Medizinprofessor hielt bei verschiedenen Gelegenheiten und an verschiedenen Orten immer wieder den gleichen Vortrag. Eines Tages sagte sein Chauffeur, der ihn stets begleitete: „Herr Professor, ich

habe Ihren Vortrag nun schon so oft gehört, ich glaube, ich könnte ihn jetzt auch einmal halten.“ – „Ist gut“, sagte der Professor, und beim nächsten Mal tauschten sie ihre Rollen und ihre Kleider. Der Chauffeur im weißen Arztkittel hielt vorn am Rednerpult den Vortrag, und der Professor saß hinten mit der Fahrermütze im Publikum. Der Chauffeur hielt den Vortrag sehr gut. Doch am Schluss wurde es spannend. Da stellte einer aus dem Publikum eine schwierige Frage, auf die der Chauffeur keine Antwort wusste. Da sagte er: „Diese Frage ist so einfach, die kann sogar mein Chauffeur, der da hinten sitzt, beantworten.“

Das war natürlich pffiffig. Aber es zeigt auch, dass es doch einen Unterschied gibt zwischen dem, der wirklich das Wissen hat und dem, der nur nachplappern kann. Dadurch, dass der Chauffeur etwas auswendig gelernt hat, wird er noch lange nicht zum Professor. Vielleicht sollte man der Gerechtigkeit halber noch sagen: Auch der Professor wird nicht dadurch zum Chauffeur, dass er die Mütze aufzieht. Vielleicht hat er ja sogar selber einen Führerschein, aber zu einem guten Chauffeur gehört mehr, als nur Auto fahren zu können. Es führt zu Schwierigkeiten, wenn Leute sich überschätzen und

Foto oben links: U.S. Army (OWI), Gefangennahme eines Wehrmachtssoldaten, public domain
Foto oben rechts: Bundesarchiv, B 145 Bild-107546 / CC-BY-SA

Foto: Professor Bop, „Chauffeur“, Flickr.com
(Creative Commons License)



sich Berufe anmaßen, die sie nicht beherrschen.

Ich frage mich, ob Johannes in seinem Evangelium nicht einer solchen Überschätzung Vorschub leistet. Das war ganz bestimmt nicht seine Absicht, und wer genau liest, merkt auch, dass er ganz bestimmt nicht sagen wollte, was manche später gehört haben. Aber dieses „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch“ ist doch manchen in der Kirche zu Kopf gestiegen. Und fast noch mehr die Vollmacht, Sünden zu erlassen oder eben nicht zu erlassen. Ich besitze ein Predigtbuch aus dem Jahr 1794, in dem der Verfasser aus diesem Satz folgert, dass der Priester noch über den Engeln steht, weil diese keine Sünden erlassen oder behalten können.

Aber wir müssen nicht über 200 Jahre zurückgehen, um dieser Überschätzung zu begegnen. Das gibt es auch heute noch, dass die Kirche und das Reich Gottes verwechselt werden. Der französische Theologe Alfred Loisy war es, der den bekannten Satz geprägt hat: „Jesus verkündete das Reich Gottes, und gekommen ist die Kirche.“ Dafür wurden seine Schriften auf den Index gesetzt, und er selbst wurde 1908 exkommuniziert.

Aber es hilft nichts: Die Kirche ist nicht das Reich Gottes. Jesus sendet seine Jünger so, wie der Vater ihn gesandt hat – aber, wir müssen es zugeben, die Qualität ist

nicht dieselbe. Zu viele Irrtümer, Verbrechen und Fehlbarkeiten hat es in der Kirche gegeben und gibt es immer noch. Es gibt, Gott sei Dank, auch die Menschen in der Kirche, die glaubwürdig sind, die Solidarität mit den Armen leben, die sich um Frieden, Gerechtigkeit und die Bewahrung der Schöpfung bemühen, die die Nächstenliebe leben. So kann die Kirche immer wieder ein Zeichen sein für Glaube, Hoffnung und Liebe, ein Zeichen für das Reich Gottes, das schon angebrochen ist, aber das Reich Gottes ist sie nicht.

Es stimmt auch nicht, wenn man den Satz umdreht. Auch das Reich Gottes ist nicht die Kirche. Noch immer wird die Aussage vertreten, die Jahrhunderte lang gültig war: *Extra ecclesiam nulla salus*, außerhalb der Kirche ist kein Heil. Die Kirche ist nicht im Alleinbesitz von Heil und Wahrheit, das Reich Gottes ist viel größer als jede Kirche. Der Geist weht, wo er will, und wo der Geist weht, und wo Menschen lieben, da ist das Reich Gottes.

Wie Gott Jesus gesandt hat, so sendet Jesus uns, damit wir die Liebe leben und das Reich Gottes verkünden. Aber es ist gut, wenn wir als Chauffeure wissen um den Unterschied, den bleibenden Unterschied, zwischen der Größe unseres Auftraggebers und unserer eigenen, bescheidenen, fehlerhaften Möglichkeit, diese Botschaft zu vermitteln.

Darüber können auch alle „Kittel“ nicht hinwegtäuschen.

Es ist gut, wenn auch die Menschen, die wie ich predigen dürfen wissen, dass wir nur Überbringer einer Botschaft sind, die unseren begrenzten Horizont übersteigt. Auch für uns bleiben viele Fragen unbeantwortet.

An Pfingsten bitten wir darum, dass uns der Geist gesandt wird, der uns helfen kann, nicht alles zu verstehen, aber das zu verstehen, was wir verstehen sollen – das genügt. Wir bitten um den Geist, der uns an die Größe unserer Hoffnung erinnert, daran, dass das Reich Gottes viel größer ist als alle kirchlichen Bemühungen und Inszenierungen – das kann uns vor Verzagtheit ebenso bewahren wie vor Übermut. Wir sind wie Chauffeure. Wir geben wieder, was unser Herr gesagt hat. Wir versuchen es mit unseren Worten und mit unserem Leben. Vieles verstehen wir selbst nicht.

Aber wir müssen es auch nicht, denn er selbst ist ja da. Was wir nicht verstehen, kann sein Geist uns verstehen lassen. Fragen, die wir nicht beantworten können, kann sein Geist beantworten. Was wir anderen nicht weitergeben können, kann sein Geist ihnen weitergeben.

Die Kirche ist nicht das Reich Gottes. Doch sind wir gute Chauffeure, dann spüren wir selbst und die Anderen: Es hat schon angefangen in ihr. ■

Zum Artikel „Jedes Joch zerbrecht ihr“ in CH 3/2015 und den Leserzuschriften dazu im April:

EIN DANKE UND VIELLEICHT EINEN kleinen Schritt weiter? Da schreibt Herr Jahn über das BGE, das bedingungslose Grundeinkommen, wie es schon seit Jahren immer mal wieder angesprochen wird, um dann schnell wieder von den angeblich wichtigeren aktuellen Tagesneuheiten verdrängt zu werden. Es gibt Armutsberichte, nach denen man sich dann um Prozentanteile streitet, um am Grundsätzlichen vorbei zu reden. Da wird von „Teilhabe“, aber auch von „Burnout“ und eher kleinlaut über „Ausbeutung“ lamentiert – natürlich folgenlos! Sozialpolitik ist immer mit Parteiengenzänken verbunden und so bleibt es Flickschusterei.

Sicher, auch über die vielen verschiedenen Modelle eines BGE werden ideologische Lagerkämpfe ausgefochten – meist wortreich und verbissen. Könnten wir, die Alt-Katholiken, mal etwas tun? Nehmen das Jesuswort: „Was du dem Geringsten unter euch getan hast, das hast du mir getan!“ einmal ernst! Liebe Schwestern und Brüder in Christo, wer von Euch bekommt mal den Hintern hoch und macht mit? Sammeln wir die vielen Ideen zu einem BGE, sortieren und wählen aus, was gut und vielleicht machbar sein könnte und gehen dann an eine breitere Öffentlichkeit. Nehmen Kontakt mit anderen Gutwilligen auf und versuchen gemeinsam das BGE weiter zu bringen.

Jesus hat Tabus gebrochen, eingefahrene Verhaltensmuster in Frage gestellt, sich mit den verknöcherten Schriftgelehrten angelegt. Er war der Mann der Tat, und uns, so wir etwas tun, wird man nicht kreuzigen – beginnen wir jetzt.

Bis wir vielleicht mal eine allen zugängliche Plattform haben, werde ich eine Sammelstelle sein unter oreste.iskra@web.de oder Oreste May, Äußere Münchener Str.23, in 83026 Rosenheim. Wer das wünscht, kann bei mir natürlich weitere Informationen erfragen. Ich möchte beginnen, diese Initiative zu vernetzen und bitte um aktive Mithilfe aus allen alt-katholischen Gemeinden. Machen wir aus „Christen heute“ Christ sein heute!

Oreste May, Rosenheim

DIE MISSVERSTÄNDNISSE SIND unermesslich, wenn man nicht unterscheidet zwischen Utopien, realistischen Utopien und sozialpolitischen Konzepten. Genau das kann man nachlesen in den Leserbriefen zum Beitrag über das Bedingungslose Grundeinkommen von Jens-Eberhard Jahn. Der dürfe „nicht unwidersprochen bleiben“, behaupte „schlicht Unmögliches“ und man lebe nicht im Schlaraffenland. – Als 1941 die Alliierten mitten Krieg aus der Katastrophe der Weltwirtschaftskrise die Konsequenz gezogen haben, dass jeder das Recht auf ein „Leben in Freiheit von Not und Furcht“ habe, haben sie die Entwicklung der Sozialstaaten angestoßen und die sozialen Menschenrechte „erfunden“. Zu diesen Menschenrechten gehört das Recht auf einen angemessenen Lebensstandard. Das 1941 und dann in der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte und 1966 im Sozialpakt zu fordern, war nicht weniger utopisch, als heute ein bedingungsloses Grundeinkommen zu fordern. Die Utopie auf ein „Leben in Freiheit von Not und Furcht“ war die Antwort auf die Krise der Großen Weltwirtschaftskrise. Aus der utopischen Formel eines Lebens ohne materielle Not und materielle Furcht wurde der Sozialstaat entwickelt. Welche Antwort geben wir heute aus der alten Formel eines Lebens ohne materielle Not und materielle Furcht auf die gegenwärtige Wirtschaftskrise? Sowenig wie damals mit einem Ruck der Sozialstaat mit auskömmlichen Renten, Löhnen oder einem ausgebauten Gesundheitswesen entstand, wird es mit einem Ruck ein Bedingungsloses Grundeinkommen geben können. Doch aus der Utopie eines Lebens ohne materielle Not und materielle Furcht werden wir heute eine realistische Utopie machen müssen: beispielsweise eine Kindergrundsicherung – sie ist finanzierbar und würde besser als jedes andere Konzept Kinderarmut tilgen. Oder den Ausbau eines Elterngeldes, wenn Eltern mehr Zeit für die Erziehung ihrer Kinder haben wollen und diese Freisetzung von der Erwerbsarbeit finanziell ermöglicht wird. Kinder würden dann nicht weiter verbetriebswirtschaftlicht, nur damit Eltern der Wirtschaft ungehindert jederzeit

zur Verfügung stehen. Oder ein Pflegegeld, das es ermöglicht, Eltern oder Bekannte zu pflegen. Pflegebedürftige würde dann nicht von Osteuropäerinnen oftmals zu miesen Löhnen versorgt. Das alles ist kein Bedingungsloses Grundeinkommen, doch Varianten eines Bedingungslosen Grundeinkommens für Kinder, für Eltern und Pflegenden. Und für alle, die erwerbslos sind, gibt es eine sanktionsfreie Grundsicherung, damit niemand unter die Armutsgrenze fällt. Übrigens ein Verfassungsrecht in Deutschland.

Das sind konkrete Schritte einer realistischen Utopie auf eine Utopie hin. Das zeigt: Nicht jeder muss allein durch Arbeit seinen Lebensunterhalt verdienen, wie Prof. Kirstges sagt. Er verwechselt nämlich Arbeit mit Erwerbsarbeit. Arbeit ist mehr als Erwerbsarbeit. Man kann in die Gesellschaft sehr viel mehr einbringen als nur Erwerbsarbeit. Es geht um eine Freiheit für alle Arbeiten, die unsere Gesellschaft braucht. In den empörenden Leserbriefen „gegen“ H.-E. Jahn lese ich viel von Ökonomie und sozialer Marktwirtschaft, doch nichts über die Menschenrechte! Menschenrechte müssen den Rechten der Menschen dienen. Es ist gut, dass wir diese Diskussion haben. Denn es ist eine Diskussion darüber, wie wir leben wollen. – Auf dem Evangelischen Kirchentag in Stuttgart werde ich zu diesem Ansatz mehrere Vorträge halten. Alle sind herzlich eingeladen, damit wir in unserer Kirche an den Debatten in unserer Gesellschaft teilnehmen.

Prof. Dr. Franz Segbers
Sozialethiker und Priester
in der Gemeinde Frankfurt

Sieben (!) Leserbrief kamen zur Ansichtssache

„Kollarphobie“ in CH 4/2015:

„...PHOBIE“: EINE WORTHÜLSE MIT starkem inflationären Charakter.

Generell ist sie negativ besetzt:

- in der Psychiatrie als eine Angst-Störung,
- sozialwissenschaftlich und umgangssprachlich eine Abneigung und
- in der Chemie die Unfähigkeit, sich mit anderen Stoffen zu vermischen.

Geistes Gegenwart

VON JUTTA RESPONDEK

durchbricht
Mauern der Angst
Kerker der Einsamkeit
Felsengräber des Todes
öffnet
verschlossene Türen
erblindete Augen
taub gewordene Ohren

löst
verstummt Zungen
erstarrte Herzen
gelähmte Glieder
wiederbelebt
verloren geglaubtes Leben
erneuert
unaufhörlich
das entstellte Antlitz
der Erde





In vielen Artikeln – besonders in Kommentaren und Meinungen – stößt mir dieser Begriff immer wieder auf. Die Verwendung der Bezeichnung „...phobie“ signalisiert, dass dem Gegenüber eine andere Meinung oder Aussage nicht mehr zugestanden wird; bestenfalls geduldet wird als „Krankheit“. Die „...phobie“ rückt somit in eine Reihe mit „alternativlos“, „unabänderlich“ und „unfehlbar“ etc. In jedem Fall wird mit einem verbalen Hammer alles Andere niedergemacht. In einer christlichen Publikation würde ich all diese Wörter als nicht Persona, aber „Verba non grata“ erklären.

Alfred Hilgert, Gemeinde Köln

ICH FINDE DIE ANSICHTSSACHE zum Kollar sowohl rhetorisch als auch inhaltlich ärgerlich. Rhetorisch, weil die Überschrift schon suggeriert, dass Angst vor dem Kollar der einzige Grund ist, keines zu tragen. [...] Zum Inhalt: Das Kollar ist eine Konvention, damit ein Priester oder ein Geweihter im Alltag, außerhalb der Liturgie, leichter zu erkennen ist. Das Kollar ist zunächst keine Dienstbekleidung, da hinkt der Vergleich. Was den Priesterinnen und Diakoninnen bei der Weihe überreicht wird, ist eine Stola und ein Gewand. Bei ihrem liturgischen Tätigkeiten ist der Kollar einfach unnötig und kommt nicht vor.

Wann also und wozu das Kollar? Und daran knüpfen sich viele andere Fragen. Wenn Geistliche „von ihrer Aufgabe her ... in aller Öffentlichkeit auch als solche sogar ausdrücklich erkennbar sein“ sollten, müssten dann nicht alle Geistlichen immer, also auch beim Einkaufen, beim Arztbesuch oder in der Kneipe Kollar tragen? Wie verträgt sich das mit dem Wunsch nach Privatleben?

Wann also soll das Kollar getragen werden? Wann genau ist ein Geistlicher im Dienst? Wie ist das mit den Geistlichen im Ehrenamt? Und viel grundsätzlicher noch: Warum sollten nur alle Geistlichen erkennbar sein, vieles, eigentlich alles, was in dem Artikel als durch das Kollar leichter werdend aufgeführt wird, sind Dinge, die jeder Christ, jede Christin tun kann und vielfältig auch tun.

Wir machen Krankenbesuche oder arbeiten als Krankenhausseelsorger, wir sprechen mit Menschen, die neu in den Gottesdienst kommen, wir können auch als Vertreter unserer Gemeinde oder des Bistums sprechen, wenn wir Synodale oder Kirchenvorstände sind. Jede von uns sollte Auskunft geben können von der Hoffnung, die uns erfüllt. Sollten wir dann nicht alle erkennbar sein? Ich verstehe das Problem der Sichtbarkeit, aber ich denke, das betrifft uns alle, nicht nur diejenigen, die geweiht sind.

Und daran schließt sich für mich die Frage des Dienst- und Rollenverständnisses von Pfarrerinnen, Geistlichen im Ehrenamt und der übrigen Gemeinde an, die Frage nach Führung und gemeinsam unterwegs sein. Als ich alt-katholisch wurde, wurde mir als typisch alt-katholisch folgendes beschrieben: „Bei uns sitzt der Pfarrer mit am Tisch“, der Pfarrer ist einer von uns ist, der mit uns unterwegs ist. Ist das nicht so? Einen Kollar tragenden Geweihten empfinde ich tatsächlich als jemanden, der nicht mit uns am Tisch sitzt, sondern als einen, der bei dem Honoratioren sitzen will. Ich empfinde das Kollar nicht als Einladung, sondern im Gegenteil als ein Zeichen der Distanz, der Absonderung. Das kann falsch sein, aber ich denke, wir müssten darüber sprechen. Nicht nur die Geistlichen unter sich, sondern gerade auch mit den Gemeinden.

Dr. Liesel Bach, München

ALS ICH DIE ANSICHTSSACHE VON Walter Jungbauer in der April-Ausgabe von *Christen heute* mit dem Titel „Kollarophobie“ gelesen habe, merkte ich, wie Unbehagen in mir aufstieg. Dieses Gefühl macht sich deshalb bei mir breit, weil mir immer mehr bewusst wird, wie wichtig eine Diskussion wäre, welche einmal kritisch hinter so manche Außendarstellung unseres Glaubens und auch der Institution Kirche blicken würde.

Ganz konkret steht da für mich die Anfrage, wie ich als Geistliche in meinen Aufgaben und den vielfältigen Anforderungen, die an mich gestellt werden, in mir selbst einen Halt finden kann, der mir von innen heraus eine Haltung verleiht, die der Würde

dieses Amtes entspricht: Würdenträger/in von innen heraus, nicht durch ein „kleines Stück weißen Stoffs“.

Noch eine ganz persönliche Erfahrung: Wenn ich Kollegen oder Kolleginnen in unserer Kirche begegne, die ein Kollarhemd tragen, spüre ich gegenüber diesen mir eigentlichen wohlvertrauten Menschen eine Distanz.

Alexandra Caspari, Augsburg

ICH MUSS GESTEHEN, DASS ICH nicht wusste, was ein Kollar ist. Als ich dann beim Nachschauen im Internet die Bilder sah, entfuhr mir ein „schrecklich!“ Bis jetzt war ich der Meinung, dass es für unsere Geistlichen im Zivilleben keine Kleiderordnung gibt und dass dies niemand vermisst, sondern jeder es gut heißt, weil damit auch Freiheit symbolisiert wird, die doch in unserer Kirche von Anfang an eine Rolle spielte. Was würden wohl neu Beigetretene sagen, die den Zwängen ihrer bisherigen Kirche entflohen sind, wenn ihr Pfarrer plötzlich mit einem Kollar daherkäme? Natürlich hat jeder Geistliche die persönliche Freiheit, sich für das Tragen eines Kollars zu entscheiden, doch ob er unserer Kirche damit einen Dienst erweist, wage ich zu bezweifeln.

Ilse Kerler, Altenmünster

WALTER JUNGBAUER NENNT IN seiner Ansichtssache ja selbst einige der Argumente gegen das Tragen eines Kollars („erkonservativ, verstaubt und steif“). Wahrscheinlich ist es einfach eine Frage der Gewichtung der Argumente. Vielleicht ist das auch je nach Region anders zu bewerten: Was im traditionell-katholisch geprägten Rheinland Anklang findet, kann ja im eher liberalen bayerisch-hessischen Grenzgebiet ganz anders ankommen.

Bei offiziellen Anlässen kommt es mir so vor, als ob die Zahl der Geistlichen, die ein Kollar tragen, ständig zunimmt. Das kann verschiedene Gründe haben; wenn jedoch das Tragen eines Kollars vor allem dazu dienen soll, von Rat oder Hilfe Suchenden als Priesterin oder Priester erkannt zu werden, frage ich mich, mit wie vielen solcher Hilfe Suchenden z. B. bei einem Empfang wie nach

der Weihe in Köln vergangenes Jahr zu rechnen war. Die Frage, ob hier die Selbst-Darstellung der eigenen Person (Jungbauer: „...nehmen sich...selbst viel zu wichtig“) eine Rolle gespielt haben könnte, beschäftigt mich sehr.

Bei mir löst dieses weiße Teil vorm Hals, das ja nicht von ungefähr so respektlose Beinamen wie „Kalkleiste“, „Tipp-Ex-Kragen“ oder „Krotzedrücker“ hat, auf jeden Fall Unbehagen aus und schafft eher Distanz, als dass es Vertrauen erwecken würde. Schlussendlich symbolisiert das Kollar für mich persönlich etwas rückwärtsgewandtes, das meinem Verständnis von „alt-katholisch sein“ entgegenläuft.

Michael Glaab, Gemeinde Aschaffenburg

IN VERSCHIEDENEN NACHSCHLAGewerken wird Phobie beschrieben mit „krankhafte oder übertriebene Angst oder Furcht“. Von daher empfinde ich das Wort „Kollarophobie“ als Zumutung und überdies als Abwertung einer anderen Meinung. Krankhafte Angst vor dem Tragen eines Priesterkragens habe ich nicht. Allerdings lehne ich es sehr wohl ab, einen solchen zu tragen. Die in der Ansichtssache vorgebrachten Argumente dafür überzeugen mich nicht.

Soweit ich mich erinnere, bekundeten vor 18 Jahren, als ich die alt-katholische Kirche kennenlernte, die wenigsten Geistlichen durch ihre Kleidung außerhalb der Liturgie ihren Stand. Dass das in den letzten Jahren immer mehr Usus wurde, bedrückt mich. Vor einiger Zeit schrieb ich in einem Artikel für *Christen Heute*: „Ich frage mich auch, ob wir uns außerhalb der Liturgie durch unsere Kleidung als ‚Geistliche‘ zu erkennen geben müssen. Ich wünschte mir, die Menschen würden es irgendwie anders merken, dass wir zu einem besonderen Dienst beauftragt und von einer Hoffnung getragen sind.“ Meine Bereitschaft, für Menschen da zu sein, die mich als Seelsorgerin brauchen, soll sich äußern in einem aufmerksamen und achtsamen Umgang mit ihnen. Dass das nicht immer gelingt, ist mir sehr wohl bewusst, aber dafür sind wir ‚Geistliche‘ eben auch ‚nur Menschen‘. Wie gut uns diese

Achtsamkeit gelingt, ist ganz sicher unabhängig von unserer Kleidung.

Eine junge Frau (26) äußerte sich zu der Frage so: „Wenn man sich anders kleidet, setzt man sich ab von den anderen. Ich fand es cool, in meiner Jugend den Pfarrer so zu erleben, dass er sich nach dem Gottesdienst verhielt und auch gekleidet war wie alle anderen, weil er ja auch ist wie alle anderen – nämlich ein Mensch. Das überwindet Distanz und schafft Nähe.“

Brigitte Glaab, Aschaffenburg

DEN BEITRAG HABE ICH MIT gemischten Gefühlen gelesen. Ich bin römisch-katholischer Diakon im Ruhestand. Früher war ich im Schul- und Gemeindedienst und in einem Ordinariat tätig. In meiner Arbeit musste ich Hybris, Autoritäts- und Gesetzesdenken erleben, und deshalb ist es für mich und meine Frau ein Geschenk, in einer alt-katholischen Gemeinde (zunächst) Gast sein zu dürfen. Hier erleben wir wohlthuend die Gleichheit und gegenseitige Wertschätzung von Geistlichen und Laien, von Männern und Frauen anstelle einer „gottgegebenen“, unhinterfragbaren Autorität und der Herablassung gegenüber anderen Menschen.

Wenn ich Ihr Bild sehe, lieber Herr Jungbauer, und Ihre Argumente lese, will ich Ihnen gern glauben, dass Sie das Kollar als Vertrauenszeichen und als Bekenntnis tragen. Das kann ich nachvollziehen.

Meine Erfahrung ist eine andere: Gerade bei jungen Priestern und Diakonen spüre ich, dass sie sich abheben möchten von den Laien und darin noch Bestätigung finden von Katholiken, die am liebsten die Zeit vor das zweite Vatikanum zurückdrehen möchten. Ich erlebe das Kollar bei konservativen Priestern, die stolz darauf sind, ihren Primizgottesdienst lateinisch feiern zu können. Ich erlebe, wie sie innerlich und äußerlich wachsen, in dem Bewusstsein, endlich erreicht zu haben, dass sie etwas Besonderes sind und dass sie ehrfurchtsvoll begrüßt werden.

In meinem Dienst musste ich mit Pfarrern reden, die keine weiblichen Mitarbeiter akzeptieren konnten, und wenn männliche Mitarbeiter, dann doch am liebsten einen Diakon (gern

mit Kollar) vor einem Pastoral- oder Gemeindefereenten. Junge Diakone zeigen mit ihrem Kollar, dass sie jetzt Geistliche sind und entsprechenden Respekt verdienen. Einige ältere Kleriker tragen das Kollar mit der Demut eines Dieners Jesu Christi und schlicht, weil es für sie ein Stück überkommener Tradition bedeutet. Das will ich mit Hochachtung anerkennen.

Der Blick eines Kranken oder Sterbenden geht aber nach meinem Empfinden zum Kreuz, nicht zum Kollar. Deshalb genügt mir das kleine Priesterkreuz, verbunden mit einem liebevoll annehmenden Herzen.

Helmut Neuhaus, Alzenau

Zum Leserbrief von Dorothea Riedler in CH 3/2015:

VON DER HEILIGENVEREHRUNG mag man nun persönlich denken, wie man will. Man muss diese nicht praktizieren, muss aber auch nicht „revolutionär“ dazu aufrufen, diese zu „bekämpfen“. Die Heiligen – nicht nur der alten Kirche – und die Verehrung ihrer Taten und Martyrien für den christlichen Glauben und für Gott, gehören zu unserer 2000 Jahre alten Tradition, der sich auch unsere Kirche nicht entziehen kann. Ich hoffe, es bleibt auch dabei. Und es handelt sich bei den Heiligen weder um „Günstlinge“ noch um „Götzen“. Nach katholischer Lehre vermutet man die Seelen der Heiligen im Reich Gottes in SEINER direkten Nähe, so dass man sie um Fürsprache bitten kann. Bzgl. der Einbindung von Heiligen von „Götzendienst“ zu sprechen, der „bekämpft“ werden sollte, ist gelinde gesagt beleidigend gegenüber den Heiligen und zuletzt auch den Gläubigen, die diese Möglichkeit des Gebetes zu Gott mit frommen Herzen nutzen, und zeugt von einer schon fast militanten Intoleranz. Im übrigen frage ich mich, welches Gottesbild jemand besitzt, der unseren Herrn und Gott als „Bruder“ bezeichnet, auch wenn ER wahrer Mensch ist. ER ist aber vor allem wahrer Mensch und wahrer Gott und als solcher anzubeten und zu preisen.

Joachim Poppen, Gemeinde Wilhelmshaven



Ein Brief zum neuen Layout und zum Artikel unseres Layouters John Grantham in CH 3/2015:

Ich habe den Artikel von Herrn Grantham mit sehr großem Interesse gelesen und darf Ihnen hoffentlich aus der Sicht eines „alten Setzers“ ein paar Anmerkungen mitteilen.

Herr Grantham schreibt: Die „echten“ Designer machen häufig etwas, was diesen Menschen nicht „gefällt“.

Ich frage Sie warum? Warum machen Designer nicht etwas, was den Menschen gefällt? Natürlich, ohne Innovationen, ohne Ideenreichtum würden wir wohl heute noch unsere Nachrichten in eine Rune schnitzen. Aber Design muss doch nicht am Geschmack des Großteils der Menschen vorbeigehen.

Und er schreibt auch: Design ist doch etwas Subjektives. Man könne über Geschmack streiten. Selbstverständlich ist Design etwas Subjektives, aber warum sollte man darüber streiten? Damit kommt man nicht weiter. Konstruktive Kritik und die Bereitschaft, diese auch beiderseits anzunehmen, das bringt einen weiter.

Eine synodale Kirche wie die Alt-Katholische Kirche ist meiner Auffassung nach eine demokratische Kirche und in der Demokratie zählen immer nur die Stimmen, die abgegeben werden und nicht die, die schweigend alles „hinnehmen“. So wäre es sicherlich mal interessant zu wissen, wie viel Zuschriften Sie bekommen haben, die sich für das neue Design und die Schrift ausgesprochen haben und wie viel Leser sich kritisch dazu geäußert haben. [...]

Offensichtlich dürfte die Zahl der kritischen Äußerungen nicht gerade wenig gewesen zu sein, denn im Fließtext verzichten Sie ja mittlerweile auf die Ligaturen und setzen diese nur noch in den Überschriften ein.

Ich bin überzeugt, dass das Design von *Christen heute* zu abrupt geändert worden ist, wäre es „schleichend“ passiert, wäre wohl die Kritik nicht ganz so massiv gewesen. Was auch das Lesen leichter machen würde, wäre, wenn die Fließtexte nicht im Flattersatz, sondern im Blocksatz gesetzt werden würden. Den Flattersatz verwendet man üblicherweise in Geschäftsbriefen, auf Plakaten oder Einladungen. Gängige

Tageszeitungen, Zeitschriften und Romane werden i. d. R. im Blocksatz gesetzt, was ein ruhiges Schriftbild ergibt.

Den Satzsatz, in dem Herr Grantham schreibt, dass er hofft, dass unser Glaube nie aus der Mode kommt, und deshalb es sinnvoll sei, eine zeitlose Schrift zu verwenden, halte ich für sehr unpassend. Erstens hat ein Glaube überhaupt nichts mit Mode oder einem (Mode-)Trend zu tun und zweitens kann man eine Schrift nicht in Verbindung mit unserer Kirche oder auch dem christlichen Glauben bringen, da beides völlig unterschiedliche „Sachen“ sind.

Ich hoffe Ihnen einige Anregungen gegeben zu haben, über die es sich lohnt nachzudenken.

*Eberhard Kiersch, Kiel
Gemeinde Nordstrand*

→ **Anmerkung der Redaktion:**

Zur Frage von Herrn Kiersch nach dem Zahlenverhältnis von positiven und negativen Rückmeldungen zum neuen Layout ist festzustellen, dass die meisten Äußerungen, die uns vor Augen oder zu Ohren gekommen sind, positiv bis begeistert waren. Die zum Teil heftige Kritik bezog sich meist auf die schlechtere Lesbarkeit der Schrift, die Herr Grantham schon ab der zweiten Ausgabe im neuen Layout durch größere Buchstaben ausgeglichen hat. Auch die kritisierten Ligaturen finden sich nur noch in den Überschriften. GR

Leserzuschrift zu dem Artikel „Bin ich Charlie?“ in *Christen heute* vom April 2015

DEM ARTIKEL VON GREGOR BAUER ist zu widersprechen. Ich bin Charlie! Ich mache mir diesen Satz bewusst zu eigen. War er doch die zunächst einzig richtige Reaktion auf die brutalen Morde an dem Redaktionsteam von *Charlie*. Dieser Ausruf zeigte eine direkte und emotionale Antwort auf das schändlicher Treiben zweier Krimineller, die einmal mehr den guten Namen Allahs und des Islam für ihre Morde missbraucht haben. Dem sind eindeutige Grenzen zu setzen, an denen keiner vorbeikommt. Denn solche Morde sind durch nichts zu rechtfertigen. Diese Grenzsetzung

war notwendig. Deswegen ist der Ausspruch „Ich bin Charlie“ gut gewesen und deswegen habe ich mich ihm sofort angeschlossen, weil er den Kern des Problems trifft. Es ist nachvollziehbar, dass auch in der neuen Ausgabe von *Charlie* kritische Karikaturen veröffentlicht wurden. Es mag sein, dass diese Karikaturen nicht dem Geschmack vieler Menschen, auch im Westen, entsprochen haben. Über Geschmack kann man bekanntlich nicht streiten. Auch ich hätte diese erneuten Karikaturen nicht veröffentlicht. Aber darum geht es nicht. Sondern es geht um die Solidarität zu Menschen, die das Recht haben, ihre freie Meinung in Form solcher Karikaturen zu äußern, Es steht noch immer der Satz von Tucholsky: Satire darf alles. Mord auf Satire von hirnrissigen Kriminellen ist keine akzeptable Lösung. Dies macht der Satz „Ich bin Charlie!“ klar.

Da kommen dann die Fahnen-träger der *Political Correctness* und Oberbedenkenträger, zu denen offensichtlich auch Herr Bauer gehört, und fangen an abzuwiegeln. Die zahlreichen Muslime in der Welt könnten sich doch über solche Karikaturen empören. Sollen sie es tun! Die Spitze dieser Auffassung ist dann, zu behaupten, die ermordeten Redakteure seien es selbst schuld gewesen, sie hätten solche „blasphemischen“ Karikaturen nicht veröffentlichen sollen. Dann wären sie noch am Leben. Das ist die Art des Umgangs vieler Menschen im Westen mit unverrückbaren Grundpositionen, nämlich hier die Freiheit der Meinungsäußerung, indem sie relativiert werden und von ihnen abgegangen wird, wenn Widerstand kommt. Dies macht uns in aller Welt lächerlich.

Der Autor sendet das falsche Signal: Ich gehe auf den Terror ein und vermeide bewusst „falsches Tun“ und verhalte mich im Sinne der Terroristen, indem ich auf ihre Forderungen eingehe und krampfhaft zu vermeiden versuche, was ihren Unwillen erregen könnte. Ich bin nämlich ein guter Mensch. Dies ist jedoch ein Signal der Feigheit, wo Flagge zu zeigen angeraten ist.

Winfried Brinkmeier, Bonn

Terminvorschau

4.-8. Mai	Gesamtpastoralkonferenz Neustadt an der Weinstraße	2.-5. August	Outdoor-Tage des baj Bayern für Kinder und Jugendliche zwischen 9 und 13 Jahren rund um die Hütte der Gemeinde Kempten
23. Mai	Altarweihe, Passau	1.-11. August	Sommerfreizeit des baj Deutschland für Jugendliche ab 14 Jahren Den Hoorn auf Texel (Niederlande)
25.-31. Mai	Taizé-Fahrt für Jugendliche des baj Bayern	12.-16. August	Internationales Alt-Katholisches Laienforum 2015 St. Niklausen (bei Luzern/Schweiz)
26.-30. Mai ◀	Treffen des Internationalen Anglikanisch/Alt-Katholischen Koordinierenden Rates Zürich (Schweiz)	7.-10. September	Internationale Alt-Katholisch/Anglikanische Theologenkonferenz Exeter (England)
30. Mai	Dekanatsfrauentag Nordrhein-Westfalen Bonn	18.-20. September ◀	Begegnungswochenende des Dekanats NRW Franz-Dohrmann-Haus, Marienheide
3. – 7. Juni	Evangelischer Kirchentag, Stuttgart	25.-27. September	Dekanatstage Südbaden auf der Reichenau
12. – 14. Juni	Dekanatstage des Dekanats Hessen/Rheinland-Pfalz-Nord/Saarland Hübingen (Westerwald)	10. Oktober ◀	Dekanatstag des Dekanats Nord, Hamburg
15. – 20. Juni	Treffen der Internationalen Bischofskonferenz (IBK), Tschechien	11. Oktober ◀	Gedenken an Amalie von Lassaulx anlässlich ihres 200sten Geburtstages (am 19.10.1815) Koblenz
19. – 21. Juni	baf-Wochenende: „Fließe, gutes Gotteslicht! Auf den Spuren der Sehnsucht...! Oberhöfenfeld	15.-18. Oktober ◀	baf-Jahrestagung, Schmerlenbach
19.-21. Juni	Dekanatstage Nordbaden-Württemberg Altleinigen	16.-18. Oktober ◀	Pastoralkonferenz der ehrenamtlichen Geistlichen Hoffmannshöfen in Frankfurt am Main
20. Juni	Dekanatstag Nordrhein-Westfalen, Bottrop		
29. Juni – 2. Juli	Treffen der Internationalen Römisch-Katholisch/Alt-Katholischen Dialogkommission, Köln		
3.-7. Juli	Tage der Einkehr – Grundzüge und Eigenarten der alt-katholischen Spiritualität, Doentinnen (Niederlande)		
24.-26. Juli	Dekanatstage Bayern, Pappenheim		
26. Juli-4. August	Sommerncamp des baj NRW Heino (Niederlande)		

Neu aufgeführte Termine sind mit einem ◀ gekennzeichnet.

Termine von bistumsweitem Interesse, die in den Überblick aufgenommen werden sollen, können an folgende Adresse geschickt werden:
termine@christen-heute.de

Impressum

Christen heute –
Zeitung der Alt-Katholiken
für *Christen heute*

Herausgeber
Katholisches Bistum der
Alt-Katholiken in Deutschland

Redaktion
Gerhard Ruisch (verantw.),
Ludwigstr. 6, 79104 Freiburg
Tel. 07 61 / 3 64 94
E-Mail: redaktion@christen-heute.de
Walter Jungbauer
Internet:
<http://www.christen-heute.de>

Erscheinungsweise
monatlich

Vertrieb und Abonnement
Christen heute,
Osterdeich 1, 25845 Nordstrand
Fax: 04842/1511
E-Mail: versand@christen-heute.de

Design und Layout
John L. Grantham
E-Mail: john@grantham.de

Nachrichtendienste
epd, KNA, APD

Bilder
epd, KNA und privat

Verlag und ©
Alt-Katholische Kirchenzeitung,
Bonn; Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.

Abonnement Inland
21,50 € incl. Versandkosten;
Ausland: 28 €

Druck
Druckerei & Verlag Steinmeier,
Deiningen

ISSN
0930-5718

**Redaktionsschluss
der nächsten Ausgaben**
5. Mai, 5. Juni, 5. Juli

Nächste Schwerpunkt-Themen
„Auf dass ihr klug werdet“ /
Evangelischer Kirchentag in
Stuttgart – Wut: Todsünde oder
heilsame Kraft?



„Vor Gott und den Menschen“

VON MARTIN DIECKMANN

SCHON IM HERBST 2014 GAB ES die Debatte über einen Gottesbezug in der schleswig-holsteinischen Verfassung. Sogar der Ministerpräsident sprach sich dafür aus. Bei der Abstimmung unterlag der Antrag, jetzt startet eine Volksinitiative, um darüber erneut von Bürgerinnen und Bürgern abstimmen zu lassen. Welchen Platz hat Gott in einer Verfassung? Das Thema schleppt sich seit Jahren durch viele Debatten, sogar in den Auseinandersetzungen um einen Verfassungsvertrag der Europäischen Union.

Die Vertreter der Volksinitiative treten für mehr als ein christlich-ökumenisches Bekenntnis ein. Es sind jüdische, muslimische Menschen beteiligt – es geht also um mehr. Aus allem, was man lesen und hören kann, geht es darum, die Grenzen menschlichen Handelns zu bekennen, es geht auch um eine Art „Demutsformel“. Anderen geht es, gut gemeint, um etwas wie Religionsfrieden. Ist gut gemeint auch wirklich gut?

„Vor Gott und den Menschen“ – eine Präambel

Das Vorbild für den Gottesbezug soll das Grundgesetz sein. Ich erinnere mich noch gut an die Diskussion mit einem Staatsrechtler und Historiker, der dazu sagte: „Das ‚und‘ kann man auch so verstehen: Die Einen waren Christen, die Anderen Agnostiker und wieder andere waren Atheisten. Also hat man so was so geschrieben – für die Einen Gott, für die Andern die Menschen, und für manche beides.“ Das bringt ziemlich genau die Stimmungslage bei den Vorarbeiten für das Grundgesetz zum Ausdruck.

Maßgeblich war nie der Gottesbezug, sondern der Leitartikel der Grundrechte, dem alle anderen folgen: „Die Würde des Menschen ist unantastbar“: Daraus und da hinein hat man alles Mögliche interpretiert, doch das war damals als der absolut erniedrigte, nackte Mensch gemeint, herabgewürdigt in Konzentrationslagern, bar aller

Rechte, auch nur des Rechts, Rechte zu haben.

Die Bundesrepublik Deutschland ist nach allem, was das Verfassungsrecht aus dem Grundgesetz über Jahrzehnte entwickelte, ein säkularer Staat – kein laizistischer. Es gibt kein Verbot religiöser Symbole, die Religionsgemeinschaften sind sogar aufgefordert, am öffentlichen Leben teilzunehmen. Der Religionsfreiheit – als Freiheit zur Religion – entspricht aber genauso die Freiheit von Religion. (Letzteres nennt man auch negative Religionsfreiheit).

Ich weiß nicht, ob Heinrich Louis Brill nur Agnostiker oder sogar Atheist war. Er war der Einzige aus der Konferenz, die alles für das Grundgesetz vorbereitete, der aus einem KZ kam – aus Buchenwald. Vor allem ihm haben wir zu verdanken, dass wir individuell einklagbare Menschenrechte (als Grundrechte) in der Verfassung haben. Alles, was er vortrug, ist bis in die tiefsten Gründe christlich zu interpretieren. Aber genau darauf kam es ihm und anderen nicht an.

Ein Religionsfrieden – auch ohne Gottesbezug, aber nicht gegen Religionen

Wäre unser Verfassungsrecht, wie etwa in Frankreich, rein laizistisch, wäre es überstrapaziert mit Abgrenzungen zwischen Staat und Religionen. Ein Verfassungsverständnis wie das französische kennt nichts anderes als „die Republik“ und „die Franzosen“. Genau so wie es kaum Berücksichtigung von gemeinschaftlichen wie kulturellen Besonderheiten auf dem staatlichen Territorium gibt, gibt es auch keine Integration von Religionen als sozial-kulturellen Identitäten. Das Abschneiden und die

reine Privatisierung etwa von religiös motivierter Teilhabe an Gesellschaft und Politik macht den reinen Laizismus anfällig für ein Wegtauchen in nicht-öffentliche Milieus.

Darum wächst auch der Streit in der Bundesrepublik. Wer da nach einem Gottesbezug in staatlichen Verfassungen ruft, tut dem Religionsfrieden keinen Gefallen, sondern fügt ihm nur Schaden zu.

Die „Würde des Menschen“ ist kein Konjunktiv – aber ein Imperativ

Es gibt in der schleswig-holsteinischen Debatte einen Grundton, der uns unruhig machen sollte. Wenn Religionsvertreter und Politiker bekennen, dass es darum geht, die „Begrenztheit“ menschlichen Handelns in „Demit“ einzugestehen – was heißt das dann für eine ganz und gar innerweltliche, auf die Menschenwürde bezogene politische Praxis? Ist es das persönliche Bekenntnis von Politikern – dann gehört es nicht in die Verfassung. Ist es eine politisch-programmatische Erklärung? Dann wäre es ein religiöses Alibi.

„Würde“, hat Karl Kraus einmal polemisch geschrieben, sei ein Konjunktiv. Das stimmt nicht, sie ist eher der Imperativ, die Aufforderung „So soll es sein!“, die Konsens war unter den Menschen, die unsere Verfassung in den Grundzügen erarbeitet haben. Die Präambel des Grundgesetzes – „vor Gott und den Menschen“ – richtet den Blick abwechselnd nach oben und aufs Antlitz der Anderen. Nach 1945 – und das kann man, jeweils angemessen, auf die Gegenwart übertragen – war und blieb der rein säkulare Blick ins Antlitz der radikal Entrechteten und Erniedrigten der eigentliche Gottesbezug. ■



Martin Dieckmann ist Mitglied der Gemeinde Hamburg